P.o.germ.
1463
-2-

Nr. 2792.
Zur
Leihbibliothek
von
Heinisch
in Stendal
gehörig.
Um Schonung der Bücher
wird dringend gebeten.

Ausgeschieden
UB Augsburg

01 / G

E. 263. b.

II
b

1355

II

l. o. germ. 1463-2

<36631178240014
<36631178240014

T 534-2

Erzählungen
und
Novellen

vom

Freiherrn von Thumb.

Zweites Bändchen.

Nürnberg,
bei Riegel und Wießner.
1815.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

G05

Vorwort.

Der Verfasser bemerkt, daß auch die Erzählungen dieses zweyten Bändchens, mit Ausnahme der ersten Novelle, nach A. von Sarrazin frei bearbeitet sind.

Inhalt.

Seite

I. Das Gespenst auf den Pyrenäen. . . 1
II. Die Stimme des Herzens. . . 20
III. Die Radicalcur. . . . 46
IV. Jugendlichkeit im Alter. . . 66
V. Die beiden Familienbilder. . . 111
VI. Die Hütte. 128
VII. Die Sucht zu glänzen oder gekränkte Eitelkeit. 202

I.

Das Gespenst auf den Pyrenäen.

Mit des Morgenroths erstem Strahle hatte ich mein schlafloses Lager verlassen, auf dem Gewissensangst und Reue mich folterten, um in einer großen, wild-erhabnen Natur mein kleines Ich zu vergessen. Ach! es mag wol zuweilen dem Ehrgeizigen oder dem Eiteln gelingen, sich selbst zu entfliehen; doch aus den Eumeniden-Armen der Reue sich loszuwinden, wer vermöchte das! Ich starrte sie an jene riesenhaften Gebirge, deren Gipfel sich in die Wolken verlieren; mein Schmerz erschien mir noch riesenhafter als sie, ich schauderte nicht zurück vor jenen Klüften, die den ruhigen Wanderer mit Schrecken erfüllen mögen, aber eine wilde Lust wandelte mich an, mich hinab zu stürzen. Schon hatte ich den Fuß vorwärts gesetzt, um meinen Entschluß auszuführen, als ich plötzlich zurückbebte, denn die Nacht meiner Zukunft erschien mir noch schwärzer, als ihr geöffne-

ter Mund. Wie tief mußte ich mich verachten, denn ich war ja zu feig zum Selbstmörder. Trostlos und in dumpfes Nachbrüten versunken warf ich mich zur Erde nieder. Bären und Wölfe, die Bewohner dieser wilden Gegenden, wünschte ich herbey, um ihr Raub zu werden. Möchten sie mich, so flehte der Verzweifelnde, von einer Bürde befreyen, die ich selbst nicht abzuschütteln wage, und ein Gericht an mir vollziehen, das über kurz oder lang den undankbaren Sohn ereilen wird.

Ich schien mir ihres Mitleids werth, denn ihnen gehörte ich ja mehr an, als meiner eignen Gattung. Leider war meine früheste Erziehung mangelhaft. Eine sorgfältige Bildung, die mir in reifern Jahren zu Theil wurde, konnte diesen Fehler nicht verbessern. Ein Gebäude, dessen Grund nicht fest ist, vermag dem Sturme nicht zu stehen. Indessen erwarb ich mir doch manche schöne und nützliche Kenntnisse, deren kluge Anwendung mich zu einem brauchbaren Mitgliede der Gesellschaft hätte machen können; aber die Kunst, mich selbst zu beherrschen, meine Leidenschaften im Zaume zu halten, diese so nöthige Kunst verstand ich durchaus nicht, denn sie will

schon in der Jugend erlernt und ausgeübt seyn. Bey aller anscheinenden äußern Bildung blieben meine Triebe roh, wild, thierisch.

Unter diesen Betrachtungen über mich selbst, fühlte ich mich mit einemmale ergriffen; einer meiner Befreyer, dachte ich, der die unerträgliche Last eines mir verhaßten Lebens von mir nehmen wird; ich richtete mich auf, und erblickte anstatt eines reißenden Thiers, meinen treuen Diener Georg. „Du bist mir gefolgt, troß meines Verbots?" redete ich ihn an. — Verzeihen Sie, erwiederte er mit etwas ängstlicher Stimme, ich war besorgt um Sie. Achtzehn Monate diene ich Ihnen nunmehr, und habe in dieser Zeit wohl bemerkt, daß Sie nicht glücklich sind. Mit jedem Tage werden Sie schwermüthiger. Als Sie diesen Morgen mit dem Hahnenrufe Ihr Zimmer verliessen, und Ihre Schritte nach dem Gebirge richteten, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, Ihnen von ferne zu folgen. Ich sah mit Schrecken, daß Sie die gefährlichsten Orte nicht vermieden, und zitterte für Ihr theures Leben. Mich selbst hatte ich ganz vergessen, und kletterte Ihnen nach, so gut es gehen wollte, und, Gott

sey Dank! da bin ich unversehrt. — „Guter Georg, fürchte nichts für mein Leben. . . . Ich werde leben, um mit jedem Pulsschlage eine Schuld, die mich zu Boden drückt, aufs Neue zu empfinden. O, der Himmel versteht es, seine Opfer zu erhalten. — Sterben wollen, und nicht können, das ist Verzweiflung. Der Tod wäre mir eine Wohlthat, daher flieht er mich." — Armer Herr! Ihr Zustand jammert mich in der Seele. So gut, und so unglücklich! — „So gut! Ha ha ha!" Hier lachte ich bitter auf. „Braver Mensch, ich will dich nicht hintergehen; du sollst das Ungeheuer kennen lernen, dem du dienst. Ich werfe die Heuchlers-Larve ab, womit ich dich bisher getäuscht habe. Wisse denn, und wende dich mit Abscheu von mir: du siehst einen Bösewicht vor dir, einen unnatürlichen, undankbaren Sohn. — Mein erster Athemzug war der letzte Seufzer meiner Mutter. Die innige Liebe, die er für sie empfand, trug der gute Vater auf mich über, der seinen Haß verdient hätte. An seinem Herzen wuchs der Scorpion heran, dessen Gift auch ihn einst tödten sollte. Vortreflich in Lehre und Beyspiel war die Erziehung, die ich erhielt; ach, wäre mein väterlicher Lehrer nur

minder nachsichtig gegen mich gewesen! Der Keim zum Bösen lag in meinem Herzen. Ein wilder, regelloser Bube, verkümmerte ich durch Ungehorsam und Starrsinn nur allzuoft des besten Vaters Leben. Es kostete seinem zärtlichen Herzen einen großen Kampf, sich von dem geliebten Sohne zu trennen; doch bestand er ihn, denn er sah die Nothwendigkeit davon ein. Ich wurde einer berühmten Erziehungs-Anstalt übergeben. Da ich aus derselben trat, hatte ich zwar an Kenntnissen zugenommen, aber mein Herz ging wo möglich noch verwilderter aus ihr hervor. Ein unseliger Genieschwindel war über mich gekommen. Ich hielt jedes Amt, um das sich mein Vater für mich bemühte, unter meinen Talenten, und wies auf diese Art manche vortheilhafte Anstellung von der Hand. Der Allzunachsichtige ließ mich gewähren. Müßiggang, den die Weisheit des Gesetzgebers Drako mit dem Tode zu strafen befahl, ein Trieb nach Thätigkeit, welchen ich nicht zu befriedigen wußte, und schlechte Gesellschaft, das schädlichste aller Gifte, machten mich zu einem Spieler, Verschwender und Verführer der Unschuld. Tausendmal verwundete ich durch meine Laster das Herz des zärtlichsten Vaters."

„Als die Revolution in Frankreich ausbrach, beschuldigte ich, auf den Rath meiner verworfnen Freunde und von Habsucht geblendet, den edlen Vater des Einverständnisses mit Personen von der königlichen Partey. Nach Beweisen wurde nicht viel gefragt, denn der Schändliche findet nur allzuleicht Glauben bey den Schändlichen. Es gelang mir ohne große Mühe, einen Verhaftbefehl auszuwirken. Der redliche Mann ward ins Gefängniß geworfen; ob es ihn verschlang, wie Tausende seiner Opfer, oder was sonst aus ihm geworden, konnte ich nach zwey Jahren rasender Verblendung, als mein Gewissen endlich erwachte, trotz aller Nachforschungen nicht erfahren. Hierauf verließ ich Paris, fliehend von Ort zu Ort, um seine Stimme zu übertäuben; aber vergebens! selbst jenseits des Grabes wird sie noch in mein Ohr donnrrn. — Jetzt verlaß mich, guter Mensch. Meine Nähe bringt dir Verderben. Verflucht ist der Anblick des Vatermörders." — Schreckliches Wort! Aber Reue versöhnt ja den Himmel. — „Fort, keinen Trost, überlaß mich dem Schmerze, wenn du mich nicht noch unglücklicher machen willst." — Wenigstens diesen Ort meiden Sie, er ist schauerlich. — „Nur der Blick in mein Inn'res

ists." — Man hat mir, seitdem wir uns den Pyrenäen genähert haben, schon solche fürchterliche Geschichten erzählt; — noch gestern Abend im Städtchen hörte ich, daß auf der Spitze des Anie, den wir hier vor uns sehen, in einem alten Ruinen-Schlosse ein böser Geist hause, der die Macht besitzen soll, furchtbare Gewitter zu erregen, wodurch er männiglich von seinem Sitze entfernt zu halten wisse. — „Ammen-Mährchen, vielleicht von Räubern erfunden, welchen das Schloß eine Freystätte gewährt." — Kein Christenkind wagt es, sich den Ruinen zu nähern. — „Ich bin lüstern, sie kennen zu lernen. Wenn ich mit dem Leben davon komme, so kann ich den Aberglauben des Volks widerlegen; alsdann habe ich doch wenigstens das Bewußtseyn einer guten That." — Um Gotteswillen, lieber Herr, stehen Sie von dem Vorhaben ab! — „Mein Entschluß ist gefaßt. Ich wünsche mir Gefahr; vielleicht finde ich in ihr, was ich mir selbst nicht zu geben wage, den Tod, und wenn es keine Fortdauer gibt nach diesem Leben, Ruhe."

Ich war noch nüchtern, und fühlte jetzt einige Eßlust. Mein aufmerksamer Diener hatte für diesen Fall gesorgt. Er nahm den Kober vom

Rücken, und ich genoß ein frugales Frühstück. Während des Essens wendete er alle Beredsamkeit an, mich von meinem Vorhaben abzubringen; da er aber sahe, daß Alles vergebens sey, schwieg er endlich stille. Er bot sich an, mit sichtbarer Verlegenheit jedoch, mich zu begleiten. Ich ertheilte ihm aber den Befehl, in das Städtchen zurückzukehren, und mich dort zu erwarten. Ich glaube bemerkt zu haben, daß ihm dieser Befehl eben nicht unangenehm war.

Es war Mittagszeit, als ich meinen Weg nach der Bergspitze antrat. Das Wetter war äußerst günstig zu meinem Vorhaben; Wolken versteckten die Sonne, und ich hatte durchaus nichts von der Hitze zu leiden. Ich schlug einen ziemlich schmalen Fußpfad ein, den einzigen, den ich erblickte, welcher sich in einer Schlangenlinie um den sehr steilen Berg herumwand. Die Hirten des nahen Thales Aspé mochten ihn mit ihren Heerden wohl von Zeit zu Zeit wandeln. Bald jedoch verlor er sich, und weiter hin war ich auch nicht im Stande, nur die Spur eines gebahnten Weges zu entdecken. Wahrscheinlich hielt Furcht die Anwohner der Pyrenäen zurück, sich weiter vorwärts zu wagen. Zwey Stunden

lang mochte ich ungefähr geklettert seyn, und immer schroffer und kahler wurden die Felsen. Mein Ziel, die alte Burg, behielt ich unverrückt im Auge. Obgleich ich nothwendig ihr näher kommen mußte, so schien es mir doch, als bliebe ich immer gleich weit von ihr entfernt. Einen gewöhnlichen Reisenden würden die Schwierigkeiten, die sich mit jedem Schritte vorwärts vermehrten, unfehlbar abgeschreckt haben, mich machten sie, wo möglich, hartnäckiger in Verfolgung meines Zieles. Da es mir am Ende unmöglich wurde, die nackte Oberfläche der Felsen hinanzuklettern, so wählte ich die Krümmungen in den Schluchten, welche sich die Gießbäche gewühlt hatten, die hier und da dem Fuße einen etwas sichern Halt gewährten. Diese Schluchten waren aber öfters so eng und tief, daß das Tageslicht nur matt und schwach hineinfallen konnte, und ich genöthigt war, mehrere mal ganze Strecken weit beynahe im Dunkeln fortzuwandeln. Als ich endlich nach vielen Mühseligkeiten auf der Spitze des Berges angelangt war, schimmerte mir das Dach eines der Thürme des alten Schlosses entgegen, welches die letzten Strahlen der Sonne vergoldeten. Ich war ungefähr noch 200 Schrit-

te von der Burg entfernt. Der ebne Platz, auf dem sie erbaut war, mochte gegen 300 Toisen im Umfange haben. Ganz erschöpft warf ich mich zur Erde nieder. Mit nassen Blicken betrachtete ich das, auf diesem Standpunkte doppelt wundervolle, Schauspiel der untergehenden Sonne; magisch trafen ihre letzten Strahlen das gothische Gebäude, dessen Thürme der verlängernde Schatten auf mich herüber warf. Ein Schauer bemächtigte sich meiner unwillkürlich, denn ich dachte nicht anders, als daß ich noch zu guter Tagszeit auf der Spitze des Berges anlangen würde. Ich raffte mich indeß zusammen, und wies die mich anwandelnde Bangigkeit von mir. Als ich aufgestanden war, um meinen Weg nach dem Schlosse anzutreten, zitterte eine sonderbare Art von Schatten an mir vorüber. Ich konnte mir keine andre Erklärung davon geben, als daß es etwa ein großer Raubvogel seyn möchte, der über meinem Haupte dahinschwebe; zu Gesichte jedoch bekam ich ihn nicht. Indessen war die Sonne untergegangen, und der Mond verbreitete schon seine sanfte Helle. Ich eilte fürbaß und erblickte jetzt den Vordertheil des gothischen Schlosses. Er war fast ganz Ruine. Der Graben um dasselbe war mit Schutt und Stei-

nen ausgefüllt, so daß ich ganz bequem hindurch gehen konnte. Ich näherte mich der Hauptthür des Mittelthurmes; sie war verschlossen. Ich nahm mir daher vor, um das Gebäude herumzugehen, und einen andern Eingang zu suchen. In diesem nämlichen Augenblicke sprang mit großem Geräusche die Thür von selbst auf. Ich stand stille, und überlegte ein Paar Minuten lang, was ich thun sollte. Schrecken folgte meinem Erstaunen, als ich eine angesteckte Laterne erblickte, die in der Mitte des geräumigen Vorsaals am Boden stand, und ihn schwach erleuchtete. Ich machte mir allerley Gedanken: Bewohnt ist dies Schloß, sagte ich zu mir, daran ist nicht zu zweifeln. Wenn die Personen, welche es bewohnen, mich los seyn wollten, fuhr ich fort, so wäre ihnen dies wol sehr leicht möglich, denn ich bin allein, ohne Waffen, und in einer ganz hülflosen Lage. Uebrigens scheint das ihre Absicht nicht zu seyn; warum hätte sich denn sonst die Thür bey meiner Annäherung geöffnet? Niedergekämpft waren bald alle Bedenklichkeiten, und ich trat hinein, nicht eben muthvoll, aber entschlossen und gefaßt auf Alles. Ich nahm die Laterne in die Hand. Mit Geräusch schloß sich die große Thür des Eingangs. Am

Ende der Vorhalle stieß ich auf eine geräumige runde Oeffnung, ich leuchtete vor, und erblickte eine schmale Wendeltreppe. Kaum war ich die ersten Stufen hinabgestiegen, als ein furchtbarer Knall das Gewölbe fast bersten machte, durch welches die Treppe führte. Wie eingewurzelt blieb ich stehen. Der scheue Fuß wagte nicht vorwärts zu schreiten. Einige Augenblicke mag ich auf diese Weise da gestanden seyn, als eine hohle, geisterähnliche Stimme, die aus der Tiefe herauszukommen schien, mir zurief: „Schreite vor!" Ich gehorchte dem Befehle, und eilte rasch die Stufen hinab, gleichsam um meine Furcht zu überhohlen.

Bald befand ich mich in einem Gemache von einigem Umfange, dessen Wände mit schwarzen Teppichen behangen waren. Eine Lampe, die einen nur matten Schein von sich gab, stand auf einem alterthümlichen Tische von Ebenholz, neben derselben lag ein aufgeschlagnes Buch, ich blickte hinein: es war eine Uebersetzung des Oedip von Sophokles. Ueber dem Tische hing ein Gemählde, auf welchem dieser Greis sich befand, neben ihm seine Tochter Antigone, mit dem Tode ringend. Der Mahler hatte gestrebt, mehr

das Unglück des Oedip darzustellen, und sich minder um geschichtliche Wahrheit gekümmert, das war sichtbar. Was soll das, fragte ich mich mit beklommner Brust, wo bin ich hingerathen? Meine Kniee wollten brechen, ein kalter Schweiß bedeckte mich, und ich wankte betäubt und zitternd nach einem Lehnstuhle, welcher in einiger Entfernung von dem Tische stand. Ich hatte ihn noch nicht ganz erreicht, als die furchtbare Stimme mir ein gräßliches „Zurück!" entgegen donnerte. Zugleich erhob sich einer der Teppiche, wodurch der Eingang in ein anstoßendes Gemach sichtbar wurde. Eine Lampe hing in der Mitte des Gewölbes herab, und an einer der Wände bemerkte ich eine Inschrift. Ich trat näher, um sie zu lesen. Mein Entsetzen nennen keine Worte, denn es stand geschrieben: „Durch Henkers-Hand fiel dein Vater. Bitter war sein Tod, von einem unnatürlichen Sohn' ihm zubereitet." Mein Vater todt! rief ich aus, durch mich gemordet! da steht die fürchterliche Bestätigung. Zwar habe ich es geahnt, jedoch wußte ich es nicht gewiß. Verfluchter Vatermörder! wüthete ich gegen mich selbst, und stürzte besinnungslos zur Erde nieder.

Nach einiger Zeit kehrte mein Bewußtseyn wieder zurück, ich lachte gräßlich auf, und preßte die Worte hervor: Gaukelspiel der Hölle, verschwinde! Ich verlange von dir keine Gewißheit, die mich zu Boden drückt, und Hoffnungen, die du mir geben könntest, würden mich nicht täuschen. — Thor, der ich bin, sagte ich nach einer Pause, was geht dies Alles mich an, kennt man mich hier, werden Wunder geschehen um meinetwillen? Laßt ab, ihr Bewohner dieses Hauses, mich zu necken, erhob ich die Stimme, ich bin kein abergläubiger Thor, ich gehöre dem Pöbel nicht an, und verachte seinen Köhlerglauben. Habe ich Euch beleidigt, wollt Ihr etwas von mir, so tretet auf! Mann gegen Mann will ich Euch Rede stehen, bin ich bereit, Euch die Spitze zu bieten. Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, als ein Donnerschlag, weit furchtbarer, als der erste, mein Ohr traf. Ich taumelte zurück. Jetzt erst erblickte ich ein einfaches Grabmal, das ich bey meinem Eintritt in das Gewölbe übersehen hatte. Es war ohne alle Verzierungen, blos die Buchstaben A. C. M. von vier Todtenköpfen umgeben, befanden sich eingehauen auf demselben. Dies waren, man denke sich mein Erstaunen, die Anfangsbuch-

staben von den Vornamen meines Vaters. Des Gefühls nicht mächtig sank ich nieder an dem heiligen Grabe, und bedeckte mit heißen Küssen die theuren Namenszüge. Mit einemmale tönte mir dieselbe Stimme wieder entgegen, weit näher als anfänglich, und auch deutlicher. Fest, aber beynahe mit Rührung, wie es mir vorkam, wurde der Befehl ausgesprochen: „Entheilige dieses Grab nicht!" Mein Vater todt! rief ich aus; vor wenigen Minuten erst las ich hier die Bestätigung, und auch ohne sie durft' ich beynahe nicht mehr daran zweifeln, denn wenn gaben jemals die Schrecklichen, deren Händen ich Ungeheuer ihn überlieferte, ihre Opfer wieder heraus, und doch hörte ich seine Stimme, die es widerlegt, sehe dies Grab, das es zu bestätigen scheint. Was soll ich denken? — Fürchterliche Zweifel zerrissen meine Brust. Meine Vernunft bestritt als wirklich, was ich sah und hörte, und meine Sinne straften sie Lügen. Ich war dem Wahnsinn nahe. Verzweiflungsvoll warf ich mich nieder, und flehte: Guter Geist, denn der mußt du seyn, weil du meines Vaters Stimme anzunehmen vermagst, endige meine Qualen! Befreye mich von der Last des Irrdischen! Versöhne mich mit meinem Vater,

der bey den Seligen wohnt! Ach, was wage ich zu bitten! Mein Verbrechen ist zu groß. — Vater, Vater, du mußt meine Stimme hören; ich kann nicht zweifeln, daß du sie hörst. Sieh mich von Reue zerknirscht vor deinem Grabe! Verzeihung!

„Schaue hinter dich," rief jetzt die Stimme. Ich gehorchte. Sogleich fiel mir ein Dolch in die Augen, der auf einer Bank lag, ich ergriff ihn mit Hastigkeit. Ein Papier war um denselben gewickelt, ich rollte es ab, und las die von der Hand meines Vaters geschriebnen Worte: „Für den undankbaren Sohn." Wohl mir, rief ich aus, nun fühle ich Muth, mich zu bestrafen. Du bist geheiligt, hier küßte ich den Dolch, denn du kommst vom geliebten Vater. Mein fließend Blut wird mich mit ihm versöhnen; sein Geist umschwebt mich. Im Staube bet' ich die Vorsehung an, die ein Wunder zuließ, um mir das Mittel anzuzeigen, seinen zürnenden Manen das Sühnopfer zu bringen.

Schon hatte ich die Spitze des Dolchs gegen mein Herz gerichtet, als mit einemmale der Stein, welcher das Grabmal bedeckte, sich hob, und aus demselben empor stieg der Schatten meines Va-

ters. „Halt ein, Unglücklicher,“ rief er mir zu; dein Vater verzeiht dir!“ Diese Erscheinung, ob ich gleich durch Wunderbares genug auf sie vorbereitet war, machte einen so tiefen und erschütternden Eindruck auf mich, daß ich besinnungslos zur Erde niederfiel. Ich verharrte längere Zeit in diesem todtenähnlichen Zustande, und als ich wieder ins Leben zurückgekehrt war, fühlte ich mich von des Vaters Armen umschlossen. O seeliger Augenblick, den ich Unwürdiger nicht verdient hatte!

Mein Vater erzählte mir nun, daß er die Wachsamkeit seiner Hüter zu hintergehen gewußt und Mittel gefunden habe, aus seinem Gefängnisse zu entfliehen, daß er diesen Ort zu seinem Aufenthalte gewählt, der den Menschen beynahe unzugänglich, und durch den Aberglauben des Volks von männiglich geflohen sey. Ein treuer Diener, welcher freywillig seine Gefangenschaft getheilt hatte, war ihm auch hieher gefolgt. Von der spanischen Seite her verschafften sie sich die nothwendigsten Lebensbedürfnisse; überdies lieferte ihnen ein am mittäglichen Abhange des Berges gelegener Garten, den sie selbst

angelegt hatten und bebauten, Gemüse und Obst für ihren frugalen Tisch. Ein Freund meines Vaters fand Mittel, ihm bey seiner Flucht eine Summe Geldes zuzustellen, welche hinreichte, um seine Bedürfnisse zu befriedigen. Dieser Freund, der einzige, welcher um das Geheimniß wußte, gab ihm öfters Nachricht von mir, und verlor mich nie aus den Augen. Er unterrichtete ihn von meiner Sinnesänderung, von meinem Kummer, und von meiner Reue. Er war es auch, welcher mir den Rath ertheilen ließ, die Pyrenäen zu bereisen, und ein Bekannter von ihm im Städtchen Lescun, welchen er indessen nicht in das Geheimniß eingeweiht hatte, sollte mich auffordern, die Spitze des Anie zu besuchen, um die Volks-Erzählungen, die über den Spuk in der alten Burg sich durch Tradition unter den Anwohnern der Pyrenäen fortgepflanzt hatten, zu widerlegen. Mein Diener kam ihm indessen zuvor, und lenkte, wie die Leser wissen, schon früher und blos zufällig meine Aufmerksamkeit auf die Burg. Er beförderte auf diese Weise, ohne es zu ahnen, die Absicht meines Vaters. Dieser war durch seinen Freund von meiner Ankunft in den Pyre-

näen unterrichtet. Alles war darauf vorbereitet, und endlich sahe er von seiner Warte herab den unglücklichen, von den Furien der Reue gegeisselten, Sohn mühsam zu der Felsenwohnung hinanklimmen. — Es wird nicht nöthig seyn hinzuzusetzen, daß es die Absicht des besten Vaters keineswegs war, einen gewöhnlichen Geisterspuk mit mir zu spielen, wol aber einen tiefen und bleibenden Eindruck auf mein Herz zu machen.

II.

Die Stimme des Herzens.

Der junge Assessor Busch galt in seiner Vaterstadt für einen liebenswürdigen und gebildeten Jüngling. Alt und Jung setzte ein unbegrenztes Zutrauen in ihn; mancher Vater stellte ihn seinem Sohne als Muster auf, manche Mutter sprach zu ihrem herangewachsenen Töchterlein: das wäre ein Mann für dich, wenn er nur mehr Geld hätte. Busch war zwar nicht arm, jedoch konnte er, was seine Vermögensumstände anlangte, gerade als keine gute Partie angesehen werden. Er für seine Person war reich genug, denn er war genügsam; ja er legte sogar von seinem mäßigen Einkommen manchen Sparpfennig bey Seite; womit er im Stillen Nothleidende unterstützte. Unser wackerer Jüngling besuchte gewöhnlich in den Abendstunden, die ihm von der Arbeit

übrig blieben Madame Plume, die Wittwe eines Kaufmanns, seine Nachbarin. Daß unser Freund keine Liebschaft mit dieser Frau hatte, wird der Leser uns glauben, wenn wir ihm versichern, daß sie bereits ihr 80stes Jahr angetreten hatte. Diese würdige alte Frau, welche die Stürme der französischen Revolution aus ihrer Vaterstadt Straßburg und von ihrem, bis dahin festgegründeten Glücksstande für immer vertrieben hatten, lebte seit einigen Jahren in der Vaterstadt des jungen Busch, nachdem sie früher in andern Gegenden Deutschlands ihr Unglück mit Standhaftigkeit getragen hatte und öfters ihren Aufenthaltsort zu ändern genöthigt war, weil endlich auch jene friedlichen Städte, wo sie sich früher aufgehalten hatte, der Schauplatz des unseligen Eroberers wurden, der über sein Reich und unser liebes Deutschland so viel Elend brachte. Nicht allein ein sehr bedeutendes Vermögen hatte ihr die Revolution geraubt, sondern auch einen Schatz, den kein Geld der Erde aufzuwiegen vermag. Ihre einzige Tochter, an einen reichen Bankier in Paris verheirathet, überlebte nur wenige Wochen den Tod ihres geliebten Mannes, der, wie so mancher Edle, ein Opfer fiel durch Henkers-Beil, weil er recht-

schaffen dachte, und treu am Vaterlande und König hing. Das einzige Kind dieser Tochter, ein Ebenbild der Mutter, war der trostlosen Alten zurückgeblieben. Sie hatte ihre theure Enkelinn Antoinette nach dem Tode ihrer Eltern eine Zeit lang bei sich, übergab sie aber späterhin einer Verwandtinn in Berlin, welche in der Lage war, besser als sie es gekonnt hätte, für die Erziehung des geliebten Kindes zu sorgen. Ein vielleicht zu weit getriebenes Zartgefühl hielt die gute Alte ab, gleichfalls bei ihrer Verwandtinn zu leben, so oft sie auch von dieser darum gebeten wurde. Diesem Gefühle opferte sie das Glück auf, um dasjenige Wesen zu seyn, welches das einzige Band war zwischen ihr und der Welt. — „Die häufigen Besuche des jungen Busch bey der alten Frau sind doch in der That sonderbar, was kann er bey ihr für Unterhaltung finden," sagten mehrere seiner Bekannten zu einander, und meynten dies und jenes. Doch immer nicht das Rechte, wie das dann so in der Welt gewöhnlich zu gehen pflegt. Unterhaltung freylich fand er nicht bey der ehrwürdigen Frau, und die suchte er wohl auch nicht, aber sein gutes Herz fand unendlichen Genuß in dem Gedanken etwas zum Troste einer Unglück-

lichen, von der Welt Verlassenen beytragen zu können, und auch sein Kopf ging nicht leer aus, denn die alte Madame Plume war eine sehr gebildete, welterfahrene Frau.

Es war in der Carnevalszeit, wo der Gefällige verschiedene Einladungen zu Bällen und Abendunterhaltungen, so wenigen Geschmack er auch an rauschenden Zerstreuungen fand, aus Achtung für die Gesellschaft nicht wohl ausschlagen konnte, und daher die gute Madame Plume während acht Tage nicht sah. Sich seiner Nachläßigkeit schämend, eilte er am ersten freien Abende wieder zu seiner verehrten Freundinn, und hatte sich vorgenommen ihr ein herzliches Wort der Entschuldigung über sein Ausbleiben zu sagen. Er fand Madame Plume in ernste Betrachtungen vertieft, doch wurde sie bey seinem Anblick heiterer, und lächelte ihm mit Wohlwollen und sichtbarer Freude entgegen. Nur leicht hingeworfen war ihr Verweis über sein langes Ausbleiben, doch ihre Empfindlichkeit fast bemerkbar. „Freylich, sagte sie, muß man es den jungen Leuten wohl zu gut halten, wenn sie uns dann und wann vergessen, und die Augenblicke, die sie uns schenken wollen und können, dankbar hinnehmen, ohne

ihnen viel nachzurechnen. — Ach Madame, entgegnete Busch, ich habe Sie nicht vergessen, jedoch — nun wollte er seine Entschuldigung hervorstammeln, wurde aber von Madame Plume unterbrochen, welche ihm sagte: „ich glaube es Ihnen, und ich finde Trost in dem Glauben, denn ich bin unglücklich.

Thränen traten der ehrwürdigen Alten bey diesen Worten in die Augen. Busch betrachtete sie einige Minuten schweigend mit inniger Rührung. „Wie, Madame, sprach er hierauf, ist das Unglück noch nicht müde Sie zu verfolgen, sollte ein neues . . .? — Das nicht. — Woher dann diese Thränen? — Wahrlich sie fließen nicht meinem Schicksale. Sie erschrecken mich. Sollte etwa Ihrer Mademoiselle Tochter — ? — Ihr Schicksal bekümmert mich. Ich zittre für die Zukunft des armen Kindes; ach, vielleicht nur zu bald ist sie Gegenwart für die Beklagenswerthe. — Wie das? — Unglückliche Antoinette, bald wirst du keine Mutter mehr haben. — Was sagen Sie Madame? — In meinem Alter, lieber Busch, muß man sich nicht mehr täuschen. In einem Jahr', in einem Monat', in einer Woche, morgen vielleicht lebe ich nicht mehr. Meine Enkelin

ist alsdann allein, verlassen. Ihrer Verwandtin in Berlin, die schon so viel an ihr gethan hat, kann sie auch nicht immer zur Last fallen; wo soll sie sich hinwenden mit dem Ueberreste eines beynahe ganz unbedeutenden Vermögens? Sie begreifen was ich leide, wenn ich mir die hülflose Lage der Armen nach meinem Tode denke. — Der Himmel, tröstete Busch, wird Ihre theure Antoinette schützen, er wird sie gute Menschen finden lassen, die — Ach mein Freund, gute uneigennützige Menschen sind so selten. — O nein, das sind sie nicht, liebe Madame. — Wehmüthig lächelte die welterfahrene Frau. — Und haben Sie denn mich vergessen, sprach mit großer Lebhaftigkeit der edle junge Mann; ich sorge für Ihre Antoinette, ich will ihr Beschützer seyn, ihr — — Wackrer Busch, unterbrach ihn die Alte, ich bin von ihrem Edelmuthe überzeugt, aber Sie sind ein junger Mann, was würde wohl die Welt dazu sagen, wenn ich Ihnen meine Enkelin anvertraute?... Ihr edler Wille verdient indeß meinen wärmsten Dank, den ich Ihnen mit gerührtem Herzen darbringe. Den Glauben an die Menschheit hast du mir trefflicher Jüngling wiedergegeben, und mit ihm die Hoffnung einer ruhigen

Sterbestunde. — O daß es mir glückte, Sie ganz zu beruhigen. Theure Mutter, ich bitte um die Hand Ihrer Antoinette. — Wahrlich Sie überraschen mich auf eine seltsame Art. — Sie glücklich zu machen, wird mein höchstes Bestreben seyn. — Aber, lieber junger Mann, Sie kennen ja meine Enkelin nicht. — Gleichviel, weiß ich doch, daß sie unglücklich ist. — Sie besitzt durchaus kein Vermögen. — Nun, wenn sie reich wäre, bedürfte sie auch meiner nicht. — Edler Jüngling, rief Madame Plume aus, indem sie Freudenthränen vergoß, sie sey die Deinige. Was mir das Theuerste auf Erden ist, sey deinen Händen anvertraut, denn von allen Menschen, die ich jemals gekannt, bist du der Würdigste. Ich werde meiner lieben Tochter schreiben, daß ich den edelsten Gatten für sie gefunden habe. Ehe acht Tage verflossen sind, sollst du sie kennen lernen. Meine geliebte Antoinette sieht einer frohen Zukunft entgegen, sie wird die Gattin eines braven Mannes; nun kann ich ruhig sterben. —

Busch verließ die gute Alte, um sich dem Ausbruche ihrer Dankbarkeit zu entziehen. Er wollte nach seiner Wohnung gehen, wurde aber von einem

Bekannten daran gehindert, der ihm begegnete. Es war der Advokat Flor, welcher Madame Plume auch zuweilen besuchte, und in der ganzen Stadt für einen braven, redlichen Mann galt. Er besaß das Zutrauen aller Leute, die ihn kannten, und verdiente es auch. Er hatte unsern Jüngling bey der alten Plume näher kennen und schätzen lernen, und ihm öfters seine Dienste angeboten, wenn er in den Fall kommen sollte ihrer zu bedürfen, nicht als Advocat, setzen wir hinzu, denn Busch lebte mit der ganzen Welt im Frieden, sondern als Freund.

„Verzeihen Sie mein Lieber, redete er ihn an, daß ich so unbescheiden bin, Sie zu fragen, woher Sie kommen? Sie sehen so bewegt aus. — Ich fand Madame Plume in einer höchst betrübten Lage. — Was Sie sagen. — Das traurige Schicksal der braven Frau geht mir sehr zu Herzen. — Wahrlich das ist sichtbar. Kommen Sie mit mir, ich will Sie in eine glänzende Gesellschaft einführen; die große Welt wird Sie zerstreuen. — Ach, lieber Freund, ich bin nicht in der Stimmung um unter Menschen zu gehen. — Wie Sie nun sind, die Stimmung findet sich schon unter den Menschen; und Madame Plume wird

weder reicher noch glücklicher werden, wenn Sie sich auch einsperren. Kommen Sie dann mit mir, wenn Sie sich lang weilen, so steht es Ihnen ja immer frey, wieder zu gehen. Auch wissen Sie wohl, kann man in der großen Welt eben so einsam seyn, wie auf seinem Zimmer. — Busch lächelte. — Wenn Sie daran zweifeln, so will ich Ihnen ein schönes Kapitel aus dem Theophrast über diese Materie empfehlen, worinn Sie sich davon überzeugen können.

Busch gab endlich nach und willigte ein sich bey Frau von Weilen aufführen zu lassen, die allwöchentlich eine zahlreiche und gewählte Gesellschaft bey sich sahe. „Nehmen Sie sich in Acht, mein Freund, sagte ihm Flor auf dem Wege, legen Sie ihr 25jähriges Herz unter Schloß und Riegel; denn Sie werden eine junge allerliebste Person in der Gesellschaft finden, die ihm leicht gefährlich werden dürfte. Die kaum aufgeblühte Rose führt den entsprechenden Namen Rosalie Rosenau. Ihre Mutter hat für gut befunden Berlin zu verlassen, und unsre Stadt zum Aufenthalte zu wählen. Sie will sich in dieser Gegend ein Landgut kaufen und hat Ihren gehorsamsten Diener beauftragt, eines nach ihrem Ge-

schmacke für sie zu suchen. Madame Rosenau ist eine feingebildete Frau, sie wird ein gutes Haus hier machen, in welchem man einen artigen jungen Mann wie Sie, gewiß gerne sehen wird."

Unser Jüngling war ziemlich zerstreut, und gab wenig auf das Achtung, was sein Freund sagte. Der gesprächige Flor brachte noch mehreres zum Lobe der artigen Berlinerin vor, bis sie vor der Wohnung von Frau von Weilen angelangt waren. Busch wurde von der Hausfrau sehr gut empfangen, welche ihn schon früher kannte, und seine Freunde freuten sich ihn hier zu sehen, da seine Erscheinung in der großen Welt zu den Seltenheiten gehörte.

Die Augen des jungen Mannes ruhten mit Wohlgefallen auf dem Kreise der schönen Mädchen, welche er hier versammelt fand, und deren Reitze durch einen gewählten Anzug noch erhöht wurden. Vor allen zog ihn eine ganz allerliebste Gestalt an, die er noch nie gesehen hatte. „Das ist wohl die junge Berlinerin, fragte er einen seiner Bekannten, welcher es bejate, und Busch mußte sich gestehen, daß sein Freund Flor nicht zu viel zu ihrem Lobe gesagt hatte. Die reitzen-

de Rosalie begegnete zufällig seinen Blicken, und schlug hocherröthend ihre schönen Augen nieder. Busch bemerkte es, und hatte beinahe Mühe seine Verlegenheit darüber zu verbergen, so weit war er von dem Selbstvertrauen der gewöhnlichen Modejünglinge entfernt, welche dieses, vielleicht nur zufällige Erröthen für einen Sieg genommen hätten, bewirkt durch den blosen Anblick ihrer unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit.

Der schlaue Advokat, der diesen Abend unsern Freund ganz besonders auf's Korn zu nehmen schien, und die Augencorrespondenz mit dem schönen Mädchen bemerkte, weil er kein Auge von ihm verwandte, näherte sich ihm, sprechend: „nun habe ich das Lob der allerliebsten Berlinerin übertrieben? — Sie ist wunderschön, stammelte Busch. — Ihre Graziengestalt, sagt man, soll nur von ihrem gebildeten Geiste überstrahlt werden, und Sie sehen, daß dazu viel gehört. — Ganz gewiß. — Sie soll eine vortrefliche Erziehung erhalten haben. Sie ist hochgebildet, und dabei ganz anspruchlos. Zur Hausfrau erzogen, ist sie dennoch im Besitze aller geselligen Talente. Ihr Gesang wird gerühmt, ihr Tanz bewundert, und ihre Deklamation soll von Herzen kommen,

und zum Herzen gehen. Nehmen Sie sich in Acht, Freundchen, daß Sie nicht auch den Weg zu dem ihrigen findet. — Sie wissen, ich bin zu bescheiden, um bei meinen geringen Verdiensten das Auge nach einem so vollkommenen Geschöpfe zu erheben. — Die bescheidenen Liebhaber sind nicht selten die gefährlichsten, und auch nicht selten die glücklichsten. — Busch lächelte. Er näherte sich den Frauen und nahm Theil an ihrer Unterhaltung. Bald gewann sie durch ihn Lebendigkeit, denn sein feiner, gebildeter Verstand wußte jedem, auch dem gewöhnlichsten Gespräche eine angenehme Wendung zu geben, sein Witz erfreute, denn er war von der harmlosesten Art, er nahm keinen Abwesenden zum Stichblatte, und beleidigte keinen Anwesenden. Wer den jungen Mann sah und hörte, mußte ihn lieb gewinnen. Den Stempel einer äusserst feinen, geselligen Bildung trug sein ganzes Wesen, durch welches der milde Glanz der Bescheidenheit hindurchschimmerte. Madame Rosenau hauptsächlich schien lebhaftes Interesse an ihm zu nehmen; sie suchte ihn in ein besonderes Gespräch zu verwickeln, welches ihr bald gelang. Busch nahm sich dieser gebildeten Frau gegenüber sehr zusammen, denn er

wünschte ihr zu gefallen. Wie vielen Antheil der Umstand hierbei haben mochte, daß diese gebildete Frau die Mutter einer schönen Tochter war, wollen wir für's erste unerörtert lassen. Genug sein Wunsch wurde erfüllt. Madame Rosenau war entzückt von seinem Verstande, obgleich Busch mit sich selbst nicht so ganz zufrieden war, denn er konnte nicht läugnen, daß er während des Gesprächs die Gedanken nicht immer beisammen hatte, weil seine Blicke nur gar zu oft auf der schönen Rosalie ruhten. Die gefällige Mutter schien diese kleine Zerstreuungen indessen nicht zu bemerken, oder bemerkte sie wirklich nicht. Sie näherte sich ihrem Geschäftsmanne, und sagte zu ihm: der junge Mann hat vielen Verstand. — Es ist mir lieb, daß Sie das finden, entgegnete Flor. Indessen sein Herz ist noch mehr werth, als sein Kopf.

Jetzt trat Busch zu den jungen Damen. Das Gespräch war bald angeknüpft, aber die Rede wollte unserm Jüngling doch nicht so recht vom Munde fließen, denn er war im Anblicke der schönen Rosalie, die er nun in der Nähe sah, ganz verloren. Ihre sanfte, liebliche Stimme berührte wunderbar sein Ohr, sein Herz fing an

zu klopfen, und zwar so laut, meynte er wenigstens, daß die Umstehenden es hören müßten.

Die Mädchen, selbst die unerfahrensten, bemerken es sogleich, wenn sie Eindruck auf einen Mann gemacht haben, und verzeihen es ihm gerne, wenn er auch aus Verlegenheit hierüber Albernheiten sagen sollte. Wir getrauen uns daher zu behaupten, daß der stammelnde, verlegene Busch der schönen Berlinerin weit besser gefiel, als der gesprächige, unbefangene ihr gefallen haben würde. Weil man sich leicht wundern dürfte, daß die reitzende Rosalie einen so schnellen, ja wir möchten fast sagen plötzlichen Eindruck auf den jungen Mann gemacht hat, so müßen wir unsern Lesern versichern, daß sie zu denjenigen Schönheiten gehörte, die durch ihren blosen Anblick schon die Herzen zu fesseln vermögen. In ihrem Gesichte lag eine solche Offenheit, aus ihren Zügen sprach eine so reine Milde, eine so herzgewinnende Gemüthlichkeit, daß der abgesagteste Weiberfeind bey ihrem Anblicke wohl nicht gleichgültig geblieben wäre, viel weniger ein für weibliche Reitze empfänglicher Jüngling. Wahrlich es hätte den Zauber der Rede gar nicht bedurft, um dem guten Busch für immer seine Frei-

heit zu rauben, die er zu seinem Unglücke, wer wird den Armen nicht bedauern, erst vor einigen Stunden aus Edelmuth für eine Fremde hingegeben hatte. Aber der Eindruck, welchen das holde Mädchen auf ihn machte, war so groß, daß er zu seinem Glück' in diesem Augenblicke nicht an sein Versprechen dachte.

Wohl ihm, daß er sich im Anschauen Rosaliens selbst vergaß, er hätte sonst den schönsten Eindruck seines Lebens nicht in voller Reinheit genießen können. Es nahte der Augenblick, wo die Gesellschaft auseinander ging, und er näherte sich von neuem der schönen Fremden, um seine anfängliche Blödigkeit mit ein paar artigen Worten wieder gut zu machen; denn das Bestreben derjenigen, die man liebt, auch einen vortheilhaften Begriff von unserm Verstande beizubringen, ist wohl sehr natürlich, und auch sehr verzeihlich. Aber es wollte ihm durchaus nicht glücken, seine Zunge blieb so ungelenk wie zu Anfange. Er stammelte ein paar unbedeutende Worte hervor, die indessen sehr gut aufgenommen wurden, und sein Mienenspiel drückte wenigstens mit Beredsamkeit aus, was seine Lippen nicht zu sagen vermochten.

Er kehrte mit Empfindungen in seine Wohnung zurück, die ihm bis dahin unbekannt waren. Das holde Mädchen war der einzige Gedanke, den er haben mochte, und haben konnte. Seine Phantasie war damit beschäftigt, sich Alles zurückzurufen, was sie gethan, was sie gesagt hatte; ihre himmlische Gestalt, jede ihrer Bewegungen, jeden ihrer Blicke sah' er deutlich vor sich, mit den Augen der Einbildungskraft. Ein großer Theil der Nacht verstrich ihm schlaflos unter diesen süßen Träumereien, erst gegen Morgen entschlummerte er ein wenig. — Es war Vormittags gegen Zehne, und der Fleißige hatte sich ungefehr seit einer halben Stunde an die Arbeit gesetzt, mit der es aber dießmal nicht recht fort wollte, als sein Freund Flor in's Zimmer trat. „Schon so fleißig, sagte dieser, in der That, ich hätte Sie noch im Bette vermuthet. Wie geschlafen? — Unruhig und wenig. — Will's wohl glauben. Wenn man verliebt ist, pflegt man nicht anders wie so zu schlafen. — Ich verliebt; wo denken Sie hin? — Je nun ich denke, daß ich mit meinen Gedanken ganz in Ordnung bin. Sie sind verliebt, sterblich verliebt in die schöne Berlinerin. — Busch seufzte tief; nicht allein seiner Liebe galt dieser

Seufzer, sondern auch seinem Versprechen, dessen er sich erst jetzt wieder erinnerte, und das ihm wie Zentner-Last auf die Seele fiel. — Ertappt, junger Herr, rief Fler, der Seufzer hat Sie verrathen; das war ein recht verliebter Seufzer. — Nicht so ganz, sagte Busch halb für sich. — Warum wollen Sie denn einem Freunde ihre Liebe nicht eingestehen? — Sie haben sich ihrer wahrlich nicht zu schämen. — Das weiß ich; aber ich muß mein Unglück beklagen. — Sonderbarer Mensch! Das ist ein großes Unglück in ein Mädchen verliebt zu seyn, welches man heirathen kann, wenn man will. — Ich, Mamsell Rosenau heirathen? Glauben Sie, ich konnte so eitel seyn, meine Wünsche bis zu diesem Engel zu erheben? — Junger Freund, wenn ich Sie nicht genauer kennte, so würde ich Sie einer stolzen Bescheidenheit anklagen. — Ein wenig mehr Selbstgefühl, das Ihnen zukommt, und Wieland's Worte nie vergessen: „Ein feiger Mann freit keine schöne Frau." — Hören Sie mich an: ich kenne Madame Rosenau seit langer Zeit; viele Jahre schon besorge ich ihre Geschäfte, und war in ununterbrochenem Briefwechsel mit ihr. Sie schrieb mir oft von ihrer Tochter, und drückte lebhaft

den Wunsch aus, sie gut verheirathet zu sehen. Einer ihrer Briefe enthielt die Stelle: „ich wünsche keinen reichen Mann für meine Tochter, denn sie besitzt Vermögen genug, aber einen braven, redlich gesinnten.“ Zugleich bat sie mich, meine Nachforschungen mit den ihrigen zu vereinigen, und es ihr kund zu thun, wenn ich einen solchen gefunden hätte. Ich habe Ihnen versprochen, mein Freund, mich mit Ihrem Glücke zu beschäftigen, und habe Wort gehalten. Ich kenne Sie besser, als Sie sich vielleicht selbst kennen, und glaube das Vertrauen womit mich Madame Rosenau beehrte, nicht getäuscht zu haben, indem ich Sie, ihr als würdigen Gatten für ihre Tochter empfahl. Sie sind im Besitze aller derer Eigenschaften, die sie verlangt. Gestern Abend sprach sie zu mir mit Enthusiasmus von Ihrem Verstande, rühmte Ihr edles Benehmen. Wir sind daher übereingekommen, Ihnen unsern Heiraths-Plan mitzutheilen, dessen Ausführung allein von Ihnen abhängt. — Von mir? — Ja von Ihnen; denn wenn ich anders die Mädchen kenne, so wird die schöne Rosalie unsern Wünschen nicht entgegen seyn, setzte Flor pfiffig lächelnd hinzu. — O über mich Unglücklichen, rief Busch

im höchsten Schmerze aus, und ich kann ihr Gatte nicht werden! — Sprachlos standen die Freunde einige Augenblicke sich gegenüber. Flor betrachtete mit Aufmerksamkeit den Jüngling, den die verschiedenartigsten Gefühle zu bestürmen schienen. — „Nein, nein, rief er nach einer Pause aus, ich kann ihr Gatte nicht werden; ich bete sie an die himmlische Rosalie, und kann doch ihr Gatte nicht werden." Hierauf entdeckte er dem Freunde die Verbindlichkeit, welche er am vergangenen Abende gegen die Tochter von Madame Plume übernommen hatte. „Es war mir unmöglich, sagt er, die Thränen dieser ehrwürdigen Frau fließen zu sehen; ihr Unglück rührte mich tief. Am Rande des Grabes, sah' sie ihre geliebte Tochter allein, verlassen, ohne Vermögen hinausgestoßen in die Welt. Sie flehte den Himmel an, um einen Beschützer für die unglückliche Waise. Ich war zu bewegt um lange zu überlegen — ich hörte nur die Stimme meines Herzens, und bot mich an, Antoinetten's Gemahl zu werden. — Demnach wollen Sie entsagen . . . Meinem Glücke, um Fremdes zu gründen. — Ist das Ihr fester Entschluß? — Zweifeln Sie nicht daran. Halten Sie mich für fähig ein

Herz brechen zu können, das ich eben erst mit einer schönen Hoffnung erfüllt habe? Soll ich hingehen und sagen ... Thun Sie was Ihnen gut dünkt, unterbrach ihn Flor, ich rathe zu Nichts. Einem Menschen, der gewohnt ist, stets den ersten Regungen seines Herzens zu folgen, kann man hinterher nicht wohl einen Rath ertheilen. — Sie hätten an meiner Stelle das nähmliche gethan, ich wette darauf. — Wetten Sie nicht. Sie sind, verzeihen Sie mir das Wort, ein Narr von einer besondern Gattung. Wenige Thoren haben die Ehre Ihnen zu gleichen. Leben Sie wohl. Ich bedaure von Herzen, daß ich mit dem besten Willen Ihnen nicht nützlich seyn konnte. — Wie, Sie gehen, und sind aufgebracht über mich? — O nein, Ihre Narrheit ist närrisch genug um meine Verzeihung zu erhalten, aber ich muß Ihre Antwort Madame Rosenau hinterbringen. Sie soll Ihre Dankbarkeit und Ihren Schmerz erfahren. — Meine Dankbarkeit ja, sprach Busch mit großer Lebhaftigkeit, aber nicht meinen Schmerz, denn mich reut nicht, was ich gethan habe. Mein Herz ist zerrissen, aber ich bin ruhig, weil es mir sagt, daß ich handelte,

wie ich sollte; Flor drückte ihm herzlich die Hand, und entfernte sich.

In düsteres Nachdenken versunken, stand unser Jüngling einige Augenblicke da, alsdann sagte er zu sich: „ich ertappe mich auf einem Gefühl, dessen ich mich schäme. Fort, es ist meiner unwerth; worüber dann mich betrüben? Ich schlage die Hand eines allerliebsten Mädchens aus, es ist wahr; aber kann ich auch Anspruch auf sie machen? Bindet mein gegebenes Wort mich nicht unwiderruflich? Dem Unglücke habe ich es gegeben, also ist es um so heiliger. Ich bin verheirathet. Von mir werfe ich eine Leidenschaft, die kaum entstanden ist, und die noch nicht so tiefe Wurzel gefaßt hat, ich hoffe es, um meine Ruhe zu stören, um sich zwischen mich und meine Antoinette zu drängen. — Arme Antoinette, Tochter einer tugendhaften Mutter, dein Eigenthum ist dieses Herz, ewig, ungetheilt. Er bestärkte sich den ganzen Tag über in dieser tugendhaften Gesinnung. Das Bild der allzureitzenden Rosalie verfolgte ihn zwar, aber vergebens.

Leidenschaften vermögen die Tugend zu beunruhigen, aber nicht zu erschüttern. Gegen Abend ging er zu Madame Plume, und nahm sich vor,

sie nicht mehr zu verlassen, bis zur Ankunft seiner Braut. Er dachte sie allein zu finden, wie gewöhnlich, und war daher nicht wenig erstaunt, als er Madame Rosenau mit Rosalien bei ihr sah. Er wußte sich diese Erscheinung gar nicht zu deuten; auf die natürliche Erklärung, daß sie als Fremde der würdigen Frau wohl einen Besuch machen könnten, fiel er freilich nicht. — Wenn ihn der Anblick Rosaliens schon an einem andern Orte verwirrt hätte, so können wir uns vorstellen, daß er ihn hier ganz ausser Fassung bringen mußte. Er war kaum im Stande die gewöhnlichen Begrüßungs-Formeln hervorzubringen. Der Arme erblaßte und erröthete wechselsweise, wie ein Verbrecher. Madame Plume erhöhte noch das Peinliche seiner Lage, als sie ihn bei der Hand nahm, und Madame Rosenau vorstellte, mit den Worten: dieß ist der großmüthige, junge Mann, welcher die Sorge für die Zukunft der geliebten Tochter von meinem bekümmerten Mutterherzen genommen hat, und ihr Beschützer, ihr Gatte zu werden verspricht. — Ich habe die Ehre Herrn Busch zu kennen, antwortete Madame Rosenau. Ich wünsche Ihrer Tochter Glück zu einem solchen Gatten, Ihnen

zu einem solchen Schwiegersohne. Was meinst du liebe Rosalie? — Hocherröthend schlug die Holde die Augen nieder, und sagte: ich erkenne mein Glück. — Wir unternehmen es nicht, das Erstaunen unsers Jünglings bei diesen Worten zu schildern. — „Haben Sie es gehört, mein Freund, sprach Madame Plume zu ihm? — So umarmen Sie doch Ihre Frau. — Meine Frau! — Wie, Sie zögern, wollen Sie Ihr Wort zurücknehmen? — Gut, daß Sie mich daran erinnern, ich werde es halten und sollte auch mein Herz — Nun dann, so umarmen Sie Ihre Frau. — Wie, Mademoiselle wäre — Sie ist meine Tochter, meine geliebte Antoinette. — Madame Rosenau ist die Freundin, der ich mein Theuerstes anvertraut hatte. — Gerechter Gott! Was höre ich? Welches Glück ist dem meinigen zu vergleichen! — Du hast es verdient, vortreflicher Jüngling. — Wird keine Täuschung mir es wieder entreissen?! — Fürchte nichts. Ich kenne nun den, dessen Händen ich meinen größten Schatz anvertraue. Ich habe dich geprüft und bewährt gefunden. Die Sorge für das Glück meiner geliebten Enkelin wird mich bey dir entschuldigen. Du vergiebst mir, mein geliebter Sohn, nicht wahr?

Du bereust es nicht der Stimme deines Herzens gefolgt zu seyn?" Der Ueberglückliche vermochte nicht zu antworten; Thränen der reinsten Freude traten in seine Augen, wonnetrunken stürzte er der Geliebten zu Füßen, sie erhob ihn, und drückte den Seligen an die hochklopfende Brust. Auch die beiden Freundinnen umarmten sich, und theilten das Entzücken der Liebenden. Was vermag das Leben noch zu bieten, das die Wonne eines solchen Augenblicks aufzuwiegen vermöchte!

Jetzt öffnete die Thür der Advokat Flor. Haben Sie den Contract bey sich, mein werther Freund, rief ihm die freudenvolle Alte entgegen. Hier ist er. Bündig hoffe ich. Es fehlt nichts mehr als die Bestimmung der Aussteuer, wozu ich Raum gelassen habe, und die Unterschriften. Lassen Sie hören, liebe Madame, welche Summe haben Sie der Mademoiselle Tochter zur Aussteuer bestimmt? — Sie kennen meine Vermögensumstände, und wissen wohl, daß ich, unglücklicher Weise nicht im Stande bin .... So viel zu geben, als Sie wünschten. Wohl weiß ich das. Indessen muß doch etwas festgesetzt werden. — Wohlan, so schreiben Sie, daß ich meine Enkelin Antoinette Verlac zur Erbin meines Vermögens

einsetze, welches in 24000 Thalern besteht, wovon Sie die Hälfte bei meinen Lebzeiten erhält. — Sind Sie damit zufrieden, lieber Busch? fragte Flor. — Mein Freund, ich habe das nicht verdient, und nicht erwartet. — Wiederum viel zu bescheiden. Sie sehen indessen, daß das Schicksal dießmal die Bescheidenheit belohnt, welches selten der Fall ist in der Welt. — Ich habe Ihnen nicht gesagt, lieber Busch, daß ich einiges Vermögen besitze, sprach Madame Plume. Einen kleinen Theil meines ehemaligen Glücksstandes habe ich gerettet aus den Stürmen der französischen Revolution. Späterhin eröffnete sich mir die Aussicht, die aber bald wieder verschwand, in den Besitz meines ganzen Vermögens eingesetzt zu werden. Ich selbst war vielleicht Schuld daran, daß diese Hoffnung nicht in Erfüllung ging, denn ich zögerte in ein Land zurückzukehren, in dem meine theuren Anverwandten und ich so unglücklich wurden, und erfuhr bald genug, daß die Regierung die Besitzungen meines seligen Mannes eingezogen habe.

Meiner Sparsamkeit gelang es, und den Bemühungen meines wackern Freundes Flor, daß der Ueberrest meines Vermögens nach und nach zu der Summe von 24000 Thaler angewachsen ist,

Es fiel mir nicht schwer zu entbehren, denn ich wurde von meinen guten Eltern von Jugend auf daran gewöhnt, welchen ich noch in meinem Alter mit gerührtem Herzen dafür danke, und zu dem sparte ich ja für meine liebe Enkelin, und freute mich, wie der Geitzige sich nur freuen mag, über jeden zurückgelegten Gulden. — Verehrungswürdige Frau, ich bewundere Sie, rief Busch aus. Nicht also lieber Sohn. Bald ohne Zweifel wirst du Vater werden, und selbst finden, daß die Entbehrungen, die man sich auferlegt um der Zukunft seiner Lieben willen, so leicht und so natürlich sind.

Wir wollen nicht versuchen, das Glück dieser liebenswürdigen tugendhaften Menschen zu beschreiben, es ist erhaben über jede Beschreibung, nur dieß setzen wir hinzu, und die Leser werden uns gewiß beistimmen, daß sie es verdienen, den Lohn ihrer Tugend zu genießen.

III.

Die Radicalcur.

Amalie von Seltenau wurde als einziges Kind von ihren Eltern etwas verzogen, und als reitzendes Mädchen auch von der Welt, da sie in dieselbe trat. Der Weihrauch, der einem jungen, unerfahrnen Mädchen gestreut wird, umnebelt leicht seine Sinne; die Eitelkeit bleibt nicht lange aus, und die Geschöpfe der Laune und des Eigensinns, die uns nur zu oft begegnen, sind alsdann fertig, um ihre Liebhaber zu quälen, und nicht selten ihre Männer unglücklich zu machen. Verstand und Liebenswürdigkeit ließen indessen bei Amalien vergessen, daß sie etwas eitel war. Wir verzeihen auch die Eitelkeit, wenn sie nicht allzuscharf hervortritt, einem jungen, schönen Mädchen, weit eher, als z. B. einem faden Zierbengel, oder einem seichten Schriftsteller, oder

einem schwachköpfigen Minister, oder — doch diese oder würden uns zu weit führen, und billig hält daher die Feder inne.

Bei den Herren, die wir nannten und nicht nannten, ist die Eitelkeit freilich höchst widerlich, bei einem schönen und interessanten Mädchen hingegen scheint sie uns nur Gerechtigkeit zu seyn, die es sich selbst widerfahren läßt, und leicht entgeht uns, daß Bescheidenheit die Geliebte unsers Herzens noch weit liebenswürdiger machen würde. Baron Wallen war sterblich verliebt in die reizende Amalie. Heftig wünschte er ihr Herz zu gewinnen und bediente sich um zum Ziele zu gelangen, des leichtesten und sichersten Mittels: der Schmeichelei. Er besaß einen lebhaften Geist, eine feurige Phantasie, und das Talent recht artige Verse zu machen. Er dichtete mit Leichtigkeit aus dem Stegreif, und sagte der Geliebten in gebundener Rede öfters Artigkeiten, die sie in Prosa vielleicht nicht geachtet, und ihrer Unbedeutenheit wegen überhört haben würde. Der poetische Liebhaber machte so großen Eindruck auf Amaliens empfängliches Herz, daß sie schon seit zwei Jahren seine Gattin ist. Ein Kind, das Ebenbild der schönen Mutter schien das Glück der

Gatten zu erhöhen, und für immer zu gründen. Wallen änderte zwar als Ehemann Ton und Betragen, jedoch nur unmerklich und nicht auf einmal. Er liebte seine Frau auf's zärtlichste, aber er machte keine Verse mehr auf sie. Bemüht ihr Glück zu gründen, gab er sich keine Mühe mehr ihr Schmeicheleien vorzusagen. Seine Sprache war die der Freimüthigkeit und des Vertrauens, nicht mehr die fader Galanterie. Das Glück hat eine andere Sprache, als das Verlangen. Der Ton der Galanterie paßt wohl für den Liebhaber, aber er nimmt sich höchst albern aus im Munde des Ehemanns. Ehe er verheirathet war, bemühte sich Wallen der artigste der Liebhaber zu seyn, nun war sein Bestreben darauf gerichtet, der beste der Ehemänner zu heißen.

Eine Frau von 19 Jahren liebt indessen ihren Mann nicht allein um seiner guten Eigenschaften willen, denn in diesem Alter ist der Kopf gewöhnlich noch unter der Herrschaft des Herzens — die Baronin bemerkte schmerzlich die Veränderung im Betragen Wallens. In der vollen Blüthe ihrer Schönheit, von Anbetern umgeben, glaubte sie sich schadlos halten zu müßen

für die Kälte, mit der sie ihr Gemahl behandelte, wie es ihr wenigstens vorkam, durch die Huldigungen, die ihr verschwenderisch in der Welt dargebracht wurden. Man errieth sehr bald, daß Eitelkeit ihre Hauptleidenschaft sey, und die Schmeichelei schwang ihr Rauchfaß. Wallen bemerkte, daß sie ihres Triumphes eben nicht mit allzugroßer Mäßigung genieße, und fürchtete, daß der eiteln Gattin Bestreben zu gefallen, leicht seiner häußlichen Ruhe nachtheilig werden könnte. — Sie waren gestern äusserst vergnügt bei Frau von Lilien, sagte er eines Tags zu ihr; überhaupt bemerke ich mit Bedauern, daß Sie in der großen Welt weit glücklicher scheinen, als zu Hause. — Ihre Bemerkung ist sehr richtig, mein Freund, antwortete Amalie mit einiger Bitterkeit; in der Welt läßt man mir Gerechtigkeit widerfahren, zu Hause behandelt man mich etwas — gleichgültig. — Wie Sie nun wieder sind. Mein Betragen gegen Sie, ist das eines zärtlichen Gatten, ich erweise Ihnen die Achtung und Aufmerksamkeit, die eine gute Mutter, eine geliebte Freundin verdienen, und das dächte ich, ist mehr werth als die albernen Phrasen von ein paar überbildeten Modejünglingen. Dort setzt die Eigenliebe

alle Motive in Bewegung, um Ihnen den Kopf zu verdrehen, hier spricht ein redliches Herz mit seiner ganzen Freimüthigkeit zu Ihnen. In der Welt will man Sie täuschen, weil . . . . ."

Diese Unterredung wurde durch die Ankunft einer zahlreichen Gesellschaft unterbrochen, worüber die Baronin eben nicht ungehalten war. Sie sahe sich bald von der feinsten Welt umgeben, ihr Lob strömte von allen Lippen, Bewunderung war in allen Blicken zu lesen. Die Unterhaltung gleitete leicht über die verschiedenartigsten Gegenstände hinweg, ohne sich lange bey einer Sache aufzuhalten, oder, was ein Vergehen gegen den guten Ton gewesen wäre, einen Gegenstand ergründen zu wollen.

Diese mosäische Unterhaltung, wie wir sie nennen möchten, gab einem jeden Gelegenheit seinen Verstand und seine Liebenswürdigkeit zu zeigen. Frau von Wallen sprach nicht ein Wort, das nicht wiederholt, beklatscht, bewundert wurde. Wie geistreich, wie anmuthig, wie interessant, riefen die Modejünglinge aus. Können wir es der guten Baronin wohl verargen, daß sie sich unter diesen Menschen wohlgefiel.

Unter der Menge von Anbetern, welche die reitzende Frau umschwärmten, wollen wir vor Allen Einen nennen, der sich am meisten bemerklich machte, es war der junge Graf Saldern; sein Aeußeres empfahl ihn, sein Benehmen zeugte von gesellschaftlicher Bildung, und sein Anzug war modisch und geschmackvoll. Dabei war er, wir können es nicht läugnen, etwas geziert in seinen Manieren; Witz war ihm nicht abzusprechen, aber durchdringenden Verstand besaß er durchaus keinen. Indessen er gefiel den Damen, und das war auch Alles, was er verlangte. Der Mann von innerem Gehalte, der sich fühlt, gefällt selten in der gewöhnlichen Gesellschaft, ein flacher Weltling dagegen, der einige Zungenfertigkeit besitzt, trägt immer den Sieg über ihn davon. Jener verschmäht den Schein, und wird übersehen, dieser will nur scheinen, und erreicht sicher seinen Zweck. Unser Modejüngling gab sich die größte Mühe, Eindruck auf die schöne Amalie zu machen, und war so glücklich zu sehen, daß seine Bemühungen nicht unbemerkt blieben. Das eitle Weibchen fand ihn zuerst artig, bald genug interessant, und endlich liebenswürdig. Zwar verlor Amalie ihre Pflichten als Gattin nie aus

den Augen, doch war es hohe Zeit ihr zu Hülfe zu kommen, wer weiß ob Flattersinn und gereitzte Empfindlichkeit sie nicht endlich zu einem sogenannten dummen Streiche verleitet hätten. Wallen trat einst in ihr Zimmer, sie war ausgegangen, und hatte aus Versehen ihr Schreibepult offen gelassen. Ein angefangener Brief an eine Freundin gerichtet, lag auf demselben. Neugierig griff er danach, und las folgendes:

„Viel fehlt dazu, meine geliebte Freundin, daß ich so glücklich bin, als du wähnst. Zwar ist mein Gemahl der beste der Männer; er liebt mich, daran zweifle ich nicht, aber ach! er ist nicht mehr derselbe, der er als Liebhaber war. Damals kannte er keinen Willen, als den meinigen; jedes seiner Worte war eine Artigkeit, und sprach die Anerkennung eines Vorzugs aus, den er an mir entdeckte; ja damals war er sehr liebenswürdig. Das ist nun Alles anders geworden. Ich kann mich zwar über sein Benehmen nicht beklagen, aber die Art desselben mißfällt mir. Er behandelt mich ungefehr, wie einen vertrauten Freund, mit dem man nicht viele Umstände macht. Denke dir nun meine Gute, daß er es gar nicht mehr der Mühe werth hält, mich über

irgend eine Sache um Rath zu fragen; wie abscheulich, nicht wahr? Mich nicht mehr um Rath zu fragen, mich, die sonst sein Orackel war. Er scheint es ganz vergessen zu haben durch welche Mittel er mein Herz gewonnen, und daß ein nachläßiges Benehmen endlich den Verlust desselben herbeiführen könnte. Glücklicher Weise versammelt sich eine Menge junger, gebildeter Leute um mich, und sie erzeigen mir jene Aufmerksamkeit, die mein Mann leider nicht mehr für mich hat. Unter diesen jungen Männern ist besonders einer . . . ach! wenn du ihn sähest, du würdest ihn gewiß liebenswürdig finden. Es ist der junge Graf Saldern. Unmöglich ist's mehr Feinheit des Betragens zu besitzen. Seinen Verstand kann man glänzend nennen, und sein Aeußeres ist sehr anziehend. Doch man muß ihn selbst sehen. Er belebt jede Gesellschaft, in die er tritt. Im Vertrauen will ich dir sagen, ich glaube seine Eroberung gemacht zu haben, denn" . . . .

So weit war die Baronin in ihrem Briefe gekommen. Diejenige Ehemänner, welche schon solche Bekenntniße ihrer Frauen gelesen haben, mögen urtheilen wie unserm armen Wallen zu Muthe war. Ziemlich betroffen stand er einige

Augenblicke da. Sie läßt meinem Herzen Gerechtigkeit widerfahren, sagte er; sie sagt nicht, daß ich ihr mißfalle, nur über die Art meines Benehmens beklagt sie sich. Je nun, ich will mich ändern. Den Weihrauch vermißt sie, den ich ihr als Liebhaber streute; nur ruhig Madame, er soll ihnen in Zukunft eben so verschwenderisch dargebracht werden, wie ehemals. Ohne Zweifel werde ich zum zweitenmale über meine Nebenbuhler den Sieg davon tragen, wenn ich mich ihrer eigenen Waffen bediene, und Amalie, denke ich, wird bald genug einsehen, daß die Sprache einer abgeschmackten Galanterie statt des Ausdruckes treuer und ächter Liebe, Nichts an die Stelle von Etwas setzen heißt.

Am Abende des folgenden Tages, besuchte er eine der glänzenden Gesellschaften, in denen seine Frau nie zu fehlen pflegte. Er hatte nichts nöthigeres zu thun, als sich ihr zu nähern, und unter ihren Anbetern einen Platz einzunehmen. Saldern sprach beinahe allein. Wer den flachen Jüngling nicht genauer kannte, hätte ihn für geistreich nehmen können, denn er verstand es trefflich sich den Schein eines verständigen Mannes zu geben, und zwischendurch war er wirklich

witzig, besonders an diesem Abende, wo er es darauf angelegt zu haben schien, sich im vortheilhaftesten Lichte zu zeigen. Er sagte der gefeierten Frau mit der besten Art so schöne Dinge, daß seine Nebenbuhler verzweifelten, mit ihm in die Schranken zu treten. Wallen gab der Gesellschaft ein Schauspiel ganz neuer Art. Er wetteiferte mit dem jungen Grafen in Artigkeiten und Schmeicheleien, die sie nun vereint über die schöne Frau gleichsam ausgossen. Es war ein Wettkampf, der die Versammlung höchlich belustigte, schon seiner Neuheit wegen. Denn wann hat man je gehört, daß der Ehemann den Liebhaber zu überbieten bemüht ist, seiner Frau öffentlich Süßigkeiten zu sagen. Gereimte und ungereimte Lobsprüche wurden von den beiden Herrn zum Besten gegeben, und am Ende trug Wallen den vollständigsten Sieg über seinen Gegner davon, denn er besaß bei weitem mehr Verstand und Gewandtheit, als er.

Gesellschaftsspiele kamen nun in Vorschlag, welche gewöhnlich die Langeweile verbannen sollen, und sie nicht selten erst einführen. Seiner schönen Gattin Schmeicheleyen zu sagen, fand Wallen bei diesen Spielen öfters Gelegenheit, die

er jedesmal begierig ergriff. Schaamröthe jagte er der armen Frau nur gar zu oft auf die Wangen, welche sich in die komische Rolle, die ihr Mann übernommen hatte, gar nicht zu finden wußte. Auch entging ihr das spöttische Lächeln der Frauen nicht, die sich mit Verwunderung ansahen, und zu einander sagten: „Es ist doch lächerlich, daß ein Mann öffentlich solche Lobsprüche an seine Frau richtet. Was soll das heißen? Will er uns glauben machen, daß er sie liebe? Das wissen wir besser, wenn man im Ehestande zu solchen lächerlichen Schmeicheleien vor der Welt seine Zuflucht nimmt, so ist die Liebe bereits verschwunden. — Die Damen urtheilten, glauben wir, nicht ohne Kenntniß des menschlichen Herzens, ob sie gleich bei Wallen einen Fehlschluß machten.

Das Spiel war zu Ende, und die Pfänder wurden gelößt. Saldern erhielt die Aufgabe, die Dame seines Herzens zu schildern. Er that es mit allem Aufwande von Beredsamkeit, und die ganze Gesellschaft erkannte unschwer in dem Bilde, das er entworfen, die gefeierte Baronin. Nun erhielt Wallen dieselbe Aufgabe. Auch er entwarf das Bild der Frau, die er liebt. Die

glänzendsten Farben wurden dazu verschwendet, die Blumengöttin mußte alle ihre Schätze hergeben, um die Geliebte damit zu schmücken. Das Bildniß, obgleich geschmeichelt, war dennoch nach dem Leben gezeichnet, und die anwesenden Damen hätten sich zu Tode ärgern mögen, als sie darinn abermals die Baronin nicht verkennen konnten. Der Mann sündigt doch gegen alle gute Lebensart, zischelten sich die Frauen in die Ohren; er muß den Verstand verloren haben. Die jungen Männer in der Gesellschaft lachten ihn aus, und meinten, daß er für einen Ehemann eine sehr beschwerliche Rolle übernommen habe.

Der elegante Zirkel ging auseinander, und der aufmerksame Ehemann erhob sich zuerst, um seiner Frau den Shawl zu überreichen, auch hatte er sie schon am Arme, um sie zum Wagen zu führen, als eben Saldern herbeieilte seine Dienste anzubieten, und beinahe in Verzweiflung gerieth, daß er zu spät kam. Wallen behielt den Ton des bewundernden Liebhabers bei, auch als er sich allein mit seiner Frau befand; sie dagegen beobachtete ein tiefes Stillschweigen. Endlich aber, zu Hause angelangt, konnte sie es nicht mehr aushalten.

Ihr Betragen ist mir unbegreiflich, sagte sie, in der That Sie müßen den Verstand verloren haben. — Wäre das wohl ein Wunder an Ihrer Seite, entgegnete Wallen. — Alle Schmeicheleien die Sie mir gesagt ..... Sind freilich sehr abgeschmackt gegen diejenigen, welche Sie verdienen — Ihre Lobsprüche ... Vermögen Ihren Werth nicht zu erreichen. — Das Bild, welches Sie entworfen — das Bild wenigstens, gestehen Sie es, war nicht geschmeichelt. — Es war äusserst lächerlich. — Die Schwierigkeit, so viele Reitze zu schildern, mußte mich entschuldigen. — Sie haben mich dem Spotte der anwesenden Damen preis gegeben. — Sie waren neidisch auf Amaliens Reitze. — Die Männer lachten beinahe laut auf. — Sie beneideten mein Glück. — Sie haben mich unaufhörlich roth gemacht. — Beklagen Sie sich darüber nicht, was kann die Schönheit mehr schmücken als die liebenswürdige Röthe der Bescheidenheit. Amalie verließ ihn bei diesen Worten, und ging in ihr Zimmer. Sie war im höchsten Grade übler Laune, und der Unmuth entlockte ihrem schönen Auge Thränen, da sie sich jetzt das Peinliche der Rolle, die sie hatte spielen müssen, recht deutlich dachte. Am

andern Morgen trat Wallen in ihr Zimmer, schüchtern und leise auftretend, fragte er: ist's erlaubt in das Heiligthum der Grazien zu treten? — Amalie würdigte ihn keiner Antwort. — Mit dem Ausdrucke stummer Bewunderung stellte er sich jetzt ihr gegenüber, schien ihr Mißvergnügen, das recht deutlich auf ihrem Gesicht geschrieben stand, nicht zu bemerken, und brach endlich in die Worte aus; Göttliche Frau, alle Rosen des Morgens blühn auf Ihren Wangen. — Die Baronin verharrte in ihrem Stillschweigen. Jetzt brachte man ihr Kind herein, bei dessen Anblicke sie sich ein wenig erheiterte, und es zärtlich an's Herz drückte. O herrlich, rief Wallen, der Liebesgott, in den Armen seiner Mutter!

Welche lächerliche Sprache, hob endlich Amalie an. Spricht ein Mann auf diese Art mit seiner Frau? Drückt auf diese Art ein Vater über sein Kind sich aus? Verbannen Sie, ich bitte, diesen abgeschmackten Ton, Sie könnten mich wahrlich am Ende erzürnen. — Nicht doch, sprach Wallen lächelnd, es wäre Schade für diese schöne Augen, wenn — Ach ich bitte Sie um Alles in der Welt willen, hören Sie auf, denn ich sterbe vor langer Weile, wenn Sie in diesem Tone

fortfahren. Lassen Sie mich allein, ich beschwöre Sie. Lieber in der Einsamkeit, die übrigens schrecklich genug ist, als in der Gesellschaft eines Mannes, der nur abgeschmackte Dinge zu sagen weiß.

Wallen hatte schon seit längerer Zeit einen wichtigen Rechtshandel, von dessen Entscheidung der fernere Besitz eines bedeutenden Theils seines Vermögens abhieng. Früher hatte er diese Angelegenheit immer mit Sorgfalt betrieben. Jetzt nahte der Augenblick heran, wo das Urtheil gefällt werden sollte. Seit einiger Zeit schien er Alles zu vergessen, und nur an seine Frau zu denken. Sein Rechtsfreund kam zu ihm, um neue Nachweisungen und Aufträge einzuholen; aber er traf unsern Freund eben beschäftigt ein Gedicht auf seine Frau zu machen. — Amalie erinnerte den Gatten, diese Angelegenheit nicht zu vernachläßigen, er antwortete ihr: was verlangen Sie von mir? — Soll ich mich einen Augenblick von Ihnen entfernen, um eines elenden Gewinns willen? — Auf diese Art werden Sie Ihren Prozeß verlieren, versetzte sie. — Lieber den Prozeß verloren, als einen einzigen Ihrer Blicke. — Sie werden sich zu Grunde richten. — Aber

Sie werden mir bleiben, und dann bin ich reich genug. — Amalie wollte sich unmuthig entfernen, aber Wallen hielt sie zurück, und nöthigte sie, sich zu ihm zu setzen. Er zeigte ihr das Gedicht, an dem er eben arbeitete, und wollte es ihr vordeklamiren. Die Baronin bedankte sich dafür. — So will ich es Ihnen vorsingen, es ist beinahe fertig. — Sie suchte auch das abzulehnen, aber Wallen bestand auf seinem Kopfe, und ließ sie nicht eher los, bis sie gehört hatte, wie er alle Göttinnen und alle Schönheiten der classischen Vorzeit ihr zum Opfer brachte.

Kaum war sie wieder in ihr Zimmer getreten, und noch standen Thränen des Unmuths in ihren schönen Augen, als man den Grafen Saldern meldete. Er folgte dem Bedienten auf dem Fuße, und wurde von der schönen Frau so freundlich empfangen, als es ihre augenblickliche Stimmung zuließ.

Er unterhielt sie von dem letzten Balle, dem sie nicht beigewohnt hatte. — War er glänzend? fragte sie ziemlich zerstreut. — Glänzend, erwiederte Saldern, wie wäre das möglich gewesen, Sie waren ja nicht zugegen. Jetzt ließ er alle Damen, die dem Balle beigewohnt, nach der

Reihe vorüber gehen, und keine kam ohne eine beißende Bemerkung über ihr Aeußeres oder über ihren Anzug davon. Frau von Wallen hörte eben nicht sehr aufmerksam zu, denn sie dachte an den Auftritt, den sie mit ihrem Manne gehabt hatte. Saldern bemerkte ihre Zerstreuung, und fragte nach der Ursache. — Ist Ihnen etwas Widriges begegnet? Haben Sie Kummer? Doch das ist ja unmöglich. — Es ist eine Rechtssache die mich in diesem Augenblick beschäftigt. — Wie, eine Rechtssache? Doch nicht mit den Grazien, denn mit diesen haben Sie nie besser gestanden, als eben jetzt. — Ach, schon wieder die Sprache meines Mannes, sagte die Baronin zu sich. Es ist ein bedeutender Prozeß, fuhr sie nach einer Pause fort, und ich fürchte leider ihn zu verlieren. — Fürchten Sie nichts schöne Frau; Ihre Richter werden Menschen seyn, und der Liebesgott wird ihre Sache führen.

Frau von Wallen gab dem süßen Grafen nicht undeutlich zu verstehen, daß Sie keine Lust habe ihm länger zuzuhören, und wollte eben ihrem Kammermädchen klingeln, um das Zeichen zum Abschiede zu geben, als Wallen mit dem Ausdrucke der Freude in's Zimmer trat. Das Gedicht

ist fertig, rief er. Schön, daß ich Sie hier finde, lieber Graf. Sie sind Dichter. Sie sollen mein Opus beurtheilen. Ohne eine Antwort zu erwarten, fing er an das Gedicht zu rezitiren. Er hielt öfters inne, um Salderns Urtheil zu vernehmen, welches sehr günstig ausfiel. Zwar ärgerte sich unser junger Kritiker innerlich nicht wenig, daß er den Verfasser des Anstandes wegen loben mußte, da er nicht umhin konnte sich zu gestehen, daß er keine solche Verse zu machen im Stande sey. Die arme Baronin saß auf Kohlen, und um sie vollends ausser Fassung zu bringen, begann ein neuer Wettkampf zwischen Saldern und Ihrem Manne. Der Graf wollte sich an Liebenswürdigkeit von Wallen nicht besiegen lassen, dieser jenem den Sieg nicht zugestehen. Es regnete Allegorien und Schmeicheleien auf die arme Amalie, die nahe daran war, ihre Gedult vollends zu verlieren. Zum Glück war Salderns Vorrath bald erschöpft. Er empfahl sich. In der That sprach Wallen, als er sich mit Amalien allein befand, der Graf ist doch ein liebenswürdiger, junger Mann. — Ein Geck wollen Sie sagen, fiel ihm die gereitzte Baronin in's Wort. — Das kann Ihr Ernst nicht seyn; alles was er vorbringt — Ist unerträglich

älbern. — Er versteht es seinen Schmeicheleien die feinsten Wendungen zu geben — O ich hasse alle Schmeicheleien, rief Amalie. — Sein Witz — Erscheint Ihnen doch nicht geistreich? — Freilich, wer selbst so vielen Witz besitzt, ist schwer zu befriedigen. — Schon wieder eine Schmeichelei. Lieber Freund, verschonen Sie doch Ihre Gattin mit dieser Sprache. — Aber sagen Sie mir beßte Amalie, welche Sprache ich mit Ihnen reden soll? Nicht die kalter, abgeschmackter Galanterie, entgegnete Amalie, und eine Thräne glänzte in ihrem schönen Auge; sprich mit mir die Sprache des Vertrauens, der Achtung, der Zärtlichkeit. O August, du hast dich selbst verloren. Sonst begegnetest du mir, wie ein liebevoller Freund, und jetzt ... hast du denn aufgehört es zu seyn?

Amalie, ich bin es noch, rief der Glückliche, und in den Armen lagen sich die Gatten. Verzeihe mir die kleine Lehre, die ich dir gegeben. Ein wenig zu viel Eitelkeit verleitete dich, die nichtsbedeutenden Huldigungen, deren wahren Werth du nun kennst, höher zu schätzen, als sie in der That verdienen. Ich bemühte mich dir zu zeigen, daß dasjenige, was der Eigenliebe im ge-

selligen Verkehr vielleicht auf Augenblicke schmeichein kann, im gewöhnlichen Leben höchst unbequem ist, ja so gar lächerlich erscheint.

Wie, versetzte Amalie lächelnd, eine Lehre wolltest du mir bloß geben? Du spieltest nur eine Rolle? Der süße Anbeter war nichts als eine Maske? Ach nimm sie ja nicht mehr vor. — Wenn du es nicht wünschest. — Gewiß nicht. Du hast mir die Sprache der Schmeicheley verhaßt gemacht, selbst in der Welt werde ich ihr in Zukunft aus dem Wege gehen. — Wohl mir, jubelte Wallen, so habe ich meine Rolle doch nicht umsonst gespielt. – Nein, mein lieber Arzt, du hast mich curirt für immer. Wenn ich nicht irre, so hörte ich neulich eine solche Cur mit einem fremden Worte benennen, wie heißt es doch gleich? — Eine Radicalcur, antwortete der glückliche Ehemann.

IV.

Jugendlichkeit im Alter.

Es ist höchst erfreulich einem Greise zu begegnen, welcher den Frohsinn des Jünglingalters beibehalten hat. Bey seinem Anblicke können wir nicht zweifelhaft seyn, daß er ein Biedermann ist, und daß er immer einer gewesen. Der Mann, sagen wir uns, muß stets gleichen Schritts durchs Leben gewandert seyn, seine Leidenschaften waren nie heftig, da die Spuren die sie zurückgelassen, ihn nicht um seine Ruhe gebracht haben. Weit entfernt in seinem herangerückten Alter mit Neide auf die Freuden der Jugend zu sehen, mischt er sich vielmehr unter sie, und nimmt Theil an ihren Vergnügungen, dadurch den Beweiß gebend, daß ihm nichts lieber sey, als sich seiner eignen Jugend zu erinnern, die Fleckenlos und wie ein schöner Traum hinter ihm liegt, den er sich gerne

verwirklicht. Wenn ein solcher jugendlicher Greis einen höchst erfreulichen Eindruck auf uns hervorbringt, so finden wir diesen noch gesteigert bei'm Anblicke einer bejahrten Frau, die Frohsinn und Jugendlichkeit zu ihren Gefährten im Alter zu machen weiß. Eine solche liebenswürdige Alte war Frau von Bernheim. Frühzeitig mit dem Gatten ihrer Wahl verbunden, ausgestattet mit allen Eigenschaften des Kopfes und Herzens, um glücklich zu seyn und glücklich zu machen, und noch überdieß im Besitze einer einnehmenden Gestalt, wußte sie allgemein zu gefallen, ohne jemals Coquettenkünste zu Hülfe genommen zu haben. Ihre Art sich zu benehmen, war so liebenswürdig und bescheiden, daß sie den Neid selbst entwaffnete. Mit jeder neuen Bekanntschaft hatte sie sich beinahe einen Freund mehr erworben. Zwischen Beschäftigung und Vergnügen war ihr Leben getheilt, so daß sie zu jener von diesem stets mit frohem Muthe zurückkehrte, und in spätern Jahren öfters zu sagen pflegte, wenn sie voll innern Behagens einen Rückblick auf ihr weise und froh geführtes Leben warf: Zwei Dinge, über die ich so viel in der Welt klagen hörte, sind mir stets fremd geblieben, Ueberdruß und Langeweile. Auch

in ihrem Aeussern blieb sich diese seltene Frau beinahe vollkommen gleich, und vom 40sten bis in's 78ste Jahr, welches sie nunmehr angetreten hatte, war beinahe keine Veränderung desselben zu bemerken, wenigstens keine auffallende. Man konnte von ihr sagen, ob sie gleich älter wird, so altert sie doch nicht. Sie war seit langen Jahren Wittwe, und hatte ihr Wohlwollen und ihre Neigungen auf Eduard'n, ihren Enkel, und auf die liebenswürdige Ottilie übertragen, welche beide, der junge Mann und das artige Kind, in ihrem Hause lebten.

Ottilie war eine arme Waise. Ihre Mutter hatte sie sterbend der Vorsorge der würdigen Bernheim überantwortet, welche das vielversprechende Kind mit mütterlicher Zärtlichkeit erzog. Ihre Neigung für dasselbe sprach sich in dem Umstande aufs deutlichste aus, daß sie es, indem sie ihm zugleich ihren Namen gab, in alle Rechte einer leiblichen Tochter einsetzte, und ihrem Enkel zur Gattin bestimmte. Den beyden jungen Leuten, welche mit einander erzogen wurden, war der Wunsch ihrer trefflichen Versorgerin nicht verborgen geblieben, und sie gaben sich daher mit kindlicher Unbefangenheit den sanften Regungen hin,

welche das innige Verhältniß, dem sie mit froher Hoffnung entgegen sahen, schön und würdig vorbereitete. Eduard zählte jetzt 22, Ottilie 17 Jahre. Bis auf diese Stunde hatte nichts ihr zartes Verhältniß getrübt, ihr Glück war stille und gleichförmig, wie des Baches Fließen, um uns eines glücklichen Gleichnißes von Schillern zu bedienen. Aber die Liebe wird bald zur Gewohnheitssache, und nimmt den gesetzten Character der Freundschaft an, wenn nicht irgend etwas ihr ruhiges Verhältniß zu stören, ja aufzuheben droht; eine ruhige Liebe kann zwar das Herz ausfüllen, aber die Phantasie geht leer dabei aus, und Eduards Phantasie wollte durchaus beschäftigt seyn. Sie war im höchsten Grade lebhaft, wir möchten fast sagen abentheuerlich. Es wäre beinahe nöthig gewesen, daß irgend ein unerwartetes Ereigniß ihn von Ottilien getrennt hätte, und die Wiedervereinigung mit ihr, ihm als eine unmögliche Sache erschienen wäre, um ihn zu überzeugen, wie sehr er sie liebe, und wie unglücklich er sey, getrennt von ihr leben zu müssen.

Mit einem male erschien nun Eduard wirklich unruhig, und hatte seine vorige muntere Laune fast ganz verloren. Er ging weit öfers aus, als

er sonst pflegte, und kehrte meistens erst spät nach Hause zurück; sein ganzes Wesen drückte eine Niedergeschlagenheit aus, die er keineswegs zu verbergen suchte. Er sprach wenig mit Ottilien, und nicht mehr in jenem herzlichen Tone, wie sonst. Da ihr Verhältniß noch ungetrübt war, hatte er dem holden Mädchen öfters kleine Geheimniße anzuvertrauen, die im Grunde freylich unbedeutend waren, von der Liebe jedoch erst Bedeutung erhielten; jetzt vermied er ausdrücklich mit ihr allein zu seyn, um nicht mehr in die Verlegenheit zu kommen, ihr etwas anvertrauen zu müßen. Ottilie bemerkte das schmerzlich. Auf ihrem einsamen Zimmer ließ sie den Thränen freyen Lauf und rief: „Eduard liebt mich nicht mehr. Er ist verschlossen gegen mich, ach sonst war er nicht so." Die gute Frau von Bernheim war dagegen ihrer Seits in sehr großer Unruhe. „Was macht er? Wo ist er? Wohin geht er? fragte sie sich öfters. Es ist doch sonderbar, man sieht ihn beinahe nicht mehr. Warum spricht er mit mir nicht mehr von Ottilien? Hat er die Lust verloren, sie zu heirathen? Ich werde die Vermählung beschleunigen müssen, denn wenn ich die Erfüllung meiner Wünsche noch länger verschiebe,

so geräth der unbesonnene Jüngling am Ende in das Netz irgend einer listigen Dirne, die ihm den Kopf verdreht, und geschehen ist's um seine Liebe zu meinem guten Töchterchen. Nein, nein, ich kann diese schönste Hoffnung meines Lebens nicht aufgeben.

Eines Morgens, als Eduard eben im Begriff war auszugehen, ließ sie ihn zu sich rufen, sie redete ihn folgendermaßen an: Mein lieber Sohn, ich wünsche mit dir zu sprechen. „Ach theure Großmutter, versetzte Eduard ziemlich ungeduldig, ich habe eben einen nothwendigen Gang, eine Sache von Wichtigkeit . . . . Von Wichtigkeit, nahm die gute alte Dame lachend das Wort; wenigstens kann sie nicht von größerer Wichtigkeit seyn, als die Angelegenheit über welche ich gerade mit dir zu reden wünsche, und die du ganz vergessen zu haben scheinst. Zur Sache also, du hast wohl die Lust verloren, dich zu heirathen? — — Ach beste Mutter, wozu denn schon heirathen, ich werde auf kommenden May erst 22 Jahr alt. — Besser als wenn du 50 alt würdest. Aber höre mein Freund, diese Sprache ist mir ganz neu. Als du kaum 16 Jahre zähltest, kamst du zu mir, und verlangtest ganz im Ernste,

ich sollte dich nun mit Ottilien vermählen, ich führte dir damals zu Gemüthe, daß das Consistorium wohl Einwendungen machen dürfte, aber der eigensinnige Jüngling war kaum davon zu überzeugen, und nun mit 32 Jahren hält er sich für zu jung in den Ehestand zu treten, und hat Sachen von Wichtigkeit abzumachen, da ich über die wichtigste Angelegenheit seines Lebens mit ihm reden will. Mißfällt dir denn etwas an Ottilien, dem lieben Kinde? ich kann es kaum glauben. — Durchaus nichts, beßte Mutter, ich lasse ihren seltenen Eigenschaften gewiß Gerechtigkeit widerfahren, indessen . . . . Ich habe sie freilich nicht für das geräuschvolle Weltleben erzogen, sie schimmert nicht, aber sie leistet ganz das, was sie verspricht. Sie ist höchst bescheiden und das sind unsre heutigen Damen selten, sie wird eine gute Hausfrau werden, und dazu haben unsre heutigen Damen gewöhnlich kein Talent; deinen Kindern wird sie gewiß eine vortrefliche Erziehung geben, und das vermögen unsre heutigen Damen selten; sie wird nur ihren Mann lieben, und das thun unsre heutigen Damen gleichfalls selten. Was kann es also wohl wünschenswertheres für dich geben, als dich mit einem so seltenen Geschöpfe

zu vermählen? — Ich bin ganz mit Ihnen einverstanden, liebste Mutter. Ottilie vereinigt alle Tugenden in sich, die das Glück eines Mannes machen können, aber .... Also keine Aber, denn sie sind unvernünftig. Ich will daß du dich?heirathest. 78 Jahre habe ich zurückgelegt, das bedenke wohl. Ich brenne vor Verlangen, kleine, allerliebste Urenkelchen um mich zu sehen, die fröhlich zu meinen Füßen spielen, und deren unverständliches Lallen mich mehr entzücken wird, als die kunstgerechteste Deklamation des schönsten Gedichtes. Gerne will ich ihnen meine Brille preis geben, die sie mir freilich zerbrechen werden; die lieben Püppchen, ach, ich werde schmälen und lachen zu gleicher Zeit. Hörst du, lieber Eduard, du mußt dich bald, recht bald mit Ottilien verbinden, damit ich nicht mehr zu lange nach dieser Freude mich sehnen darf. — Nur Geduld, liebe Mutter, bat jener. — Ach mein Sohn, die Geduld ist für die Jugend; im Alter hat man nicht mehr Zeit zu warten. — Diese Betrachtung schien Eduard'n zu bewegen. „Wie gerne möcht' ich, rief er, alle Ihre Wünsche erfüllen, meine ehrwürdige Mutter, aber, da es doch einmal gesagt seyn muß, so vernehmen Sie,

daß ich liebe, ein anderes Mädchen liebe. — Ein andres Mädchen? — Einen Engel. — Wie heißt deine Geliebte? — Ich weiß nicht. — Wo wohnt sie? — Ich weiß es nicht. — Kennst du ihre Familie, ihre Vermögensumstände? — Durchaus nicht. — Wo hast du sie gesehn? — Nirgends. — Ohne Zweifel also hat man dir bloß von ihr gesprochen? — Niemals. — Man wird dir eine so glänzende Beschreibung von ihrem Verstande, von ihrer Gestalt gemacht haben, daß .... Nein, sage ich Ihnen, ich habe niemals etwas von ihr gehört. — Wenn es so ist lieber Freund, sprach die gute Alte, indem sie einige Schritte zurücktrat, so will ich dich mit der Vermählung nicht mehr drängen. Ich fürchte in der That für deinen Kopf, und meine gute Ottilie soll keinem unvernünftigen Mann ihre Hand geben. Ich verlasse dich, Eduard, und bitte dich inständigst, wenn du die Herrschaft über dich noch nicht verloren hast, gescheid zu werden." — Ja wohl, rief Eduard aus, da er allein war, ich bin ein Narr. Auf dem Punkte mich mit einem Mädchen zu verbinden, welches, ausgestattet mit jeder Tugend, ich seit meiner frühesten Kindheit her schon liebte, von dem ich geliebt bin, ange-

langt an dem von mir schon längst so heiß gewünschten Ziele, stehe ich im Begriffe dieses herrliche Geschöpf einem Wesen aufzuopfern, das ich nicht kenne, dessen Daseyn vielleicht eine Chimäre ist. Aber wenn sie lebt die Herrliche, welche unaussprechliche Reitze muß sie besitzen! .... Welche himmlische Milde spricht sich in diesem liebeathmenden Blicke aus, fuhr der Trunkene fort, indem er ein Miniatur-Bild mit feurigen Küßen bedeckte. Welch geistreiches Auge, wie ich noch keines sah. Das Engelsköpfchen, welch liebliches Oval; der Busen wie reitzend; das Ganze, wie bezaubernd. — Mit Freuden gäbe ich mein Vermögen hin, oder die Hälfte meines Daseyns, wenn ich um diesen Preis des reitzenden Originals theilhaftig werden könnte. Er wurde durch seinen Kammerdiener Willmann in dem Selbstgespräche unterbrochen. Dieser Willmann war ein gewandter und verständiger Mensch, den Frau von Bernheim Eduard'n beigegeben hatte. Als treuer, erprobter Diener ward ihm auch verstattet ein Wörtchen im Hause mitzusprechen, öfters ertheilte er seinem jungen Gebieter sogar einen guten Rath, wobei sich dieser wohl befand, weil er wirklich gut war. Willmann hatte schon seit

einiger Zeit die Unruhe seines Herrn bemerkt; er hatte sich nicht ohne Kummer von der Kälte überzeugt, womit dieser Ottilien behandelte, und dachte sich den Schmerz der guten Großmutter wenn die Heirath der jungen Leute etwa nicht statt finden sollte. Er war in der Absicht gekommen, Eduard'n sein Geheimniß zu entreißen, wohl einsehend, daß davon das Glück der Familie abhing. Doch wie sein Vertrauen erhalten? Ihn geradezu befragen, das geht nicht, sieht er wohl ein. Indessen im 22sten Jahre pflegt das Geheimniß unsrer Leidenschaften nicht in tiefer Brust begraben zu seyn, es schwebt auf den Lippen, und läßt sich wohl erhaschen, aber nicht geradezu entreißen. Eduard kam dießmal den Wünschen des treuen Dieners entgegen, er fühlte das Bedürfniß einen Vertrauten zu haben, und schon seit einigen Tagen trug er sich mit dem Plane Willmann'n dazu zu machen. Er erzählte ihm endlich, daß er vor einiger Zeit mit seiner Großmutter, Ottilien und ein paar Freunden unter den Linden spatzieren gegangen, und bei dieser Gelegenheit ein Kleinod gefunden habe. Es lag, sagte er, am Boden, neben einer Bank, und wurde von meinem glücklichen Auge entdeckt. Ohne bemerkt zu werden,

hob' ich es auf, und erblickte ein herrliches Miniaturbild. Dir zu sagen, mein Freund, welchen Eindruck dieß Götterbild auf mich gemacht, vermag ich wahrlich nicht. Ich verbarg meinen Schatz sehr schnell, und brannte vor Begierde ihn ungestört zu bewundern; meine Freude, mein Entzücken entrückte mich der Wirklichkeit. Seit jenem glücklichen Augenblicke ist meine Phantasie einzig nur mit dem Bilde beschäftigt. Je mehr ich es betrachte, je mehr Schönheiten entdecke ich an demselben. Alle Tage besuche ich den Ort, wo ich es gefunden. Ich gehe täglich in's Schauspielhaus, an alle öffentlichen Orte, in der Hoffnung das Original zu erblicken, aber bis hierher sahe ich meine Wünsche noch nicht gekrönt, und fühle mich den unglückseligsten aller Sterblichen.

Der kluge Diener kannte seinen Herrn genau, und hielt es nicht für rathsam Einwürfe vorzubringen. Er nahm daher klüglich die Miene an, als ob er ihn beklagte; und nachdem er die Schönheit des Zauberbildes bewundert hatte, versprach er allen Eifer anzuwenden, in Aufsuchung des Originals. Das erste was der Kluge that, war zur Dame des Hauses zu gehen, um ihr alles zu entdecken. Er glaubte durch diese Handlung kei-

nen Verrath an seinem jungen Gebieter zu begehen, sondern vielmehr seinem wahren Interesse zu dienen. Ist sein Herz zu beruhigen, und sein Kopf noch zu heilen, sagte er zu sich, so ist die vielerfahrne Großmutter gewiß der beßte Arzt für beyde. — Der erste Eindruck, den diese Entdeckung auf die gute Dame hervorbrachte, war zur Verwunderung des Dieners, dem die Sache bedenklicher schien, ein lustiger. . Sie fing an beinahe überlaut zu lachen: „Wie, rief sie, Eduard verliebt in ein Bild?! In der That, das ist zum Todlachen. — Sage mir, guter Willmann, sie ist doch hübsch seine gemalte Geliebte? — Ja wohl, Ihro Gnaden, recht sehr hübsch. So wahr ich lebe, ein Engelsköpfchen. Fräulein Ottilie, ich muß es gestehen, verliert etwas in der Vergleichung, indessen ist es natürlich, daß . . . . Ottilie, die sich schon seit einigen Augenblicken unbemerkt im Zimmer befand, trat jetzt hervor. Sie vermochte ihre Bewegung über das Gehörte nicht zu verbergen. Die gute Dame lachte nicht mehr bei'm Anblicke des armen Kindes, und versuchte es zu trösten, so gut es gehen wollte. — Eduard ist ein Schwärmer, sprach sie, vielleicht noch etwas schlimmeres. Unsre Pflicht ist es, ihn zu

heilen. Wir beginnen wohl die Cur am schicklichsten, wenn wir uns das Bild zu verschaffen suchen, welches ihn um den Verstand gebracht. Du, gewandter Willmann, wirst mich auf einige Augenblicke in dem Besitz desselben setzen. — Das Unternehmen ist nicht leicht, Ihro Gnaden, versetzte dieser, indessen was ich vermag, will ich zu leisten suchen.

Der Schlaue trat am andern Morgen in's Schlafgemach des Herrn, Freude strahlte aus seinen Augen. „Eine herrliche Neuigkeit, Herr Baron, habe ich zu hinterbringen. Fröhlich, das Glück lächelt uns. — Nun denn, hast du das Original entdeckt? — Ja, ja, wir haben es. Stehen Sie nur auf, fix, ich bitte. — — Eduard verließ schnell das Bette. — So sprich dann, sprich mein Freund, ich sterbe vor Ungeduld. — Warten Sie nur einen Augenblick, Sie sehen ja, ich bin ausser Athem . . . Ich bin auf den Beinen seit . . . . . Du wirst mich noch tödten, wenn du länger zögerst. — Sie saß in einem sehr eleganten Wagen, vier Pferde vorgespannt. Ich folgte ihm, und sah ihn endlich in den Thorweg eines prächtigen Pallastes fahren. In Wahrheit, Herr Baron, ihre Geliebte ist ein Engel, ach

und welche Gestalt, welches Füßchen, beim Aussteigen habe ich es gesehn; nein über ein solches Füßchen könnte ich alter Kerl noch selbst närrisch werden. Von ihrem herrlichen Haare, und von ihren wundervollen Augen sage ich nichts, das haben Sie ja Alles auch auf dem Bilde, aber der Stümper von Künstler hat nur mit dem Pinsel gemalt. Als ich das himmlische Wesen erblickte, da fühlte ich, daß ich ein größerer Künstler sey, als er. — Welche Freude machst du mir, rief Eduard im höchsten Entzücken aus. Wie nennt sie sich? — Sie nennt sich — nennt sich Fräulein von Bild. Ja, ich bin beinahe versichert daß — Wie du weißt es nicht gewiß? — Nein, gnädiger Herr, und das ist Ihre Schuld. — Meine Schuld? — Wenn Sie mir das Gemälde anvertraut hätten, so wäre ich im Stande gewesen es mit dem Original zu vergleichen. — Was verlangst du; ich sollte dieses Kleinod aus den Händen geben? — Ey nicht doch, behalten Sie es, wenn Sie glauben, es könnte durch mich verloren gehen. — Untersuche es genau, vergleiche Zug für Zug, und du wirst dich erinnern.... Ich mich erinnern; ach Herr Baron ich habe ein unglückseliges Gedächtniß. Es ist

mir schon begegnet, daß ich meinen eignen Namen aus Gedächtnißschwäche vergessen habe. — Nun denn, so lerne auswendig, was ich dir vorsagen werde. — Verschonen Sie mich nur damit, denn ich lerne so schwer auswendig, wie unsre Schauspieler. — Machen wir einmal den Versuch. — Eduard nannte nun die einzelnen Schönheiten des Bildes, und der gute Willmann wiederholte sie Wort für Wort, wie ein Schüler, der sein Sprüchlein hersagt. „Erhabene Stirn, weiß wie Elfenbein, glatt wie ein Spiegelglas; schwarze Augenbraune von der sanftesten Biegung; wunderschöne braune Haare; schwarze Augen, voll Geist und Gemüth; ein allerliebstes Näschen; Lippen, von welchen die Rose ihre Farbe erborgt zu haben scheint; Wangen mit den schönsten Grübchen; und endlich ein herrlich geformtes Kinn. — Vortrefflich rief Eduard, Wort für Wort, wie ich dir es vorsagte. — Mein Gedächtniß ist doch nicht so schlecht, meynte Willmann, wie ich Anfangs glaubte, mit dem Nachsprechen geht es ganz gut. Aber nun will ich mich doch prüfen, ob ich auch ohne Ihre Beihülfe das eben Gesagte zu wiederholen vermag. — Er that es, veränderte aber aus Vorsatz oder aus Unachtsamkeit die ganze Be-

schreibung; so wurden die Augen z. B. blau, die Augenbraune weiß, die Stirne erhaben wie Elfenbein, u. s. w. — Eduard wurde wüthend; aber der Diener bemerkte, daß das Gedächtniß eine Sache sey, die man sich nicht selbst geben könne. Ohne das Bild, sagte er, muß ich Mißgriffe thun, und Sie dürften schwerlich sobald erfahren, mit voller Gewißheit wenigstens, woran Sie sind. Eduard gab seinen Gründen endlich nach, und händigte das theure Bild dem Diener ein, welcher ihm dafür versprach, in Kurzem erwünschte Nachrichten zu bringen.

Noch am Abende desselben Tages erschien Willmann, seines Versprechens eingedenk, und kündigte dem harrenden Gebieter an, daß er jetzt seiner Sache ganz gewiß sey, da er das Bild mit dem Originale verglichen habe. Er erklärt, wie es ihm mit Hülfe eines Kammermädchens, das er kenne, gelungen sey, Zutritt bei dem Fräulein von Bild zu erhalten. Er ist unerschöpflich im Lobe der jungen Person, die um so mehr Theilnahme verdiene, da sie eben so unglücklich als hübsch und liebenswürdig sey. Die vortreffliche junge Dame steht unter der Gewalt eines Vormundes, fährt er fort, der noch härter, grausa-

mer, eigennützigwer, eifersüchtiger und abscheulicher ist, als die Vormünder in Schauspielen, in Romanen, und in der Welt gewöhnlich zu seyn pflegen. Sein Name ist Felsenherz und bezeichnet seinen Character vollkommen, und dieser Mann mit dem Felsenherzen, will seine liebliche Mündel heirathen. Die Arme muß ihre schönsten Tage in der trostlosesten Einsamkeit durchleben, vermuthlich weil der alte Murrkopf glaubt, daß sie, die schon Narren und Weise gemacht hat, auch ein Mädchen endlich dahin bringen könnte, lieber einen Caliban zu umarmen, als Niemanden. Seine Behandlung wird sie noch zuletzt um den Verstand bringen, oder ihrem schönen Leben ein schnelles Ende machen. — Eduard wurde auf's heftigste bewegt durch diese Erzählung. Willmann fuhr fort, und sagte, daß es ihm durch die Gewandtheit des schlauen Kammermädchens gelungen sey, bei dem schroffen Herrn von Felsenherz Eingang zu finden, daß er das Zutrauen des Mannes sich zu verschaffen gewußt, dadurch besonders, daß er klüglich seiner Hauptleidenschaft, der Eifersucht, geschmeichelt habe. „Ich machte ihm begreiflich, daß der Stadttheil den er bewohnte, viel zu lärmend, und daß es beinahe

unmöglich sey, ganz zu vermeiden, daß nicht das schöne Kind wenigstens von Zeit zu Zeit am Fenster gesehen werde. Klüger wohl wäre es, meynte ich, sich in unsrer Straße eine Wohnung zu miethen, die den Namen einer Einöde verdiene. Der Eifersüchtige ging in's Netz, weit schneller, als ich zu hoffen wagte, und was unglaublich scheint, er verließ mich auf der Stelle um eine Wohnung in unserer Nähe zu miethen, die ich ihm bezeichnet hatte, und deren Fenster die Aussicht auf unsern Hof haben. — Was höre ich, rief Eduard, von Freude trunken, sie wird in meiner Nähe wohnen! Ich werde sie sehen, hören, sprechen, bewundern, ihr ewige Liebe schwören können. — Sie seh'n daraus, Herr Baron, daß ich meine Sache nicht halb zu machen pflege. — Eduard lag am Halse des Unvergleichlichen! „Ich betrachte dich, sagte er, nicht mehr als meinen Diener. Von diesem Augenblicke an, nimmst du die Stelle eines Freundes ein. — Der schlaue Alte meynte, das könne er sich schon gefallen lassen. Aber noch fuhr er fort, kennen Sie Ihr Glück nur zur Hälfte. Sie werden von der reitzenden Dame zum mindesten eben so feurig geliebt, als Sie sie lieben. — Wie, sie liebt mich? Ah, das

wäre doch närrisch. Sie hat mich ja in ihrem Leben nicht gesehn. — Verzeihen Sie mir, sie hat sie unlängst unter den Linden gesehn, und seit jenem Augenblicke fühlt sie die heftigste Leidenschaft für Sie. — Ist's möglich? — Sie verließ damals den Spaziergang, mit der Verzweiflung im Herzen, weil der Herr Baron sie nicht einmal eines Blickes würdigten. — Mein Gott, wo hatte ich denn meine Augen? — Aber als sie ganz nahe bei Ihnen vorüberging, ließ sie absichtlich ihr Bild fallen.... — Absichtlich! — In der Hoffnung, daß Sie es erblicken möchten, und wenn es einigen Eindruck auf Ihr Herz hervorzubringen im Stande wäre, vielleicht versuchen würden, sie aus ihrer trostlosen Lage zu befreien. — Und wenn sie im Knopf vom Straßburger Münster eingeschlossen wäre, so will ich sie retten. — Nach zwei Stunden Abwesenheit, nahm Willmann wieder das Wort, kehrte der Vormund zurück, und brachte die erfreuliche Nachricht, daß er das bezeichnete Haus gemiethet habe. Ihrer Geliebten kündigte er mit triumphirender Miene an, daß sie morgen eine passendere Wohnung beziehen werde. Geduld also, morgen athmet sie schon in Ihrer Nähe. Ich

werde nichts versäumen, um Alles, was an mir ist, zum Gelingen Ihrer Plane beizutragen.

Eduard sah sich beinahe wie durch Zauberey am Ziele seiner Wünsche, aber gerade das machte ihn unruhiger. „So viel hat das Glück für mich gethan, rief er, und noch halte ich die Geliebte nicht in meinen Armen, eine ganze, unerträglich lange Nacht, soll ich warten, und vielleicht noch dazu einen fürchterlich ewigen Tag! — Die Unruhe ließ ihn nicht im Zimmer, er eilte auf die Straße, und ging wohl hundertmal um das Haus herum, welches bald den Gegenstand seiner Sehnsucht einschließen sollte. Er untersuchte die Fenster, mit ängstlicher Sorgfalt beinahe, und dachte auf Mittel wie er die Wachsamkeit des verhaßten Vormunds hintergehen wollte. Die ganze Nacht brachte er im unruhigsten Umhertreiben zu, und überließ sich allen Träumereien einer aufgeregten Phantasie. Bald vergoß er Thränen des Unmuths und der Eifersucht über das Loos der jungen Unglücklichen, deren zarte Schönheit den Verfolgungen eines verhaßten, faunischen Vormunds ausgesetzt war. Bald lächelte er wieder bei dem Gedanken, daß er ihr Befreyer

seyn werde; denn eine Entführung war bei ihm beschlossene Sache.

In seine Wohnung zurückgekehrt, raffte er alles zusammen, was er an Geld und Geldes-Werth besaß. Die gute Großmutter hatte ihn erst kürzlich mit 60 Louisd'ors beschenkt, und diese Summe schien ihm hinreichend, mit seinem Mädchen in die weite Welt zu gehen. Am andern Morgen befahl er dem treuen Diener für eine Strickleiter zu sorgen, und gegen Mitternacht eine Postchaise in Bereitschaft zu halten, welche in einiger Entfernung vom Hause der Geliebten warten sollte. Er selbst stand schon am frühen Morgen auf der Lauer, und verlor keinen Augenblick die Fenster der Angebeteten aus dem Auge. Bald, sagte er, wird sie die neue Wohnung beziehen und sich vielleicht, o Götterwonne! am Fenster zeigen? Nach einigen Stunden Wartens, erschien endlich Willmann, meldend: daß die Herrschaft so eben die neue Wohnung beziehe. Eduard war entzückt, und es kam ihm vor, als ob er das Getöse des Einziehens deutlich vernehme. Jetzt hoffte er auf das liebe Fenster, daß es sich öffnen werde.

Seine verliebte Ungeduld hatte den höchsten Gipfel erreicht. Sein Blut war in Wallung, sein Kopf brannte und sein Herz pochte. Nach einer langen, wie es ihm vorkam, ewig langen Stunde, öffnete sich das Fenster wirklich, und ein Brief fiel dem Harrenden vor die Füße. Hastig bückte er sich nach dem geheimnißvollen, theuren Blatte; mit Innigkeit drückte er es an die Lippen, und zitterte heftig, da er es öffnete. Das Blatt war folgenden Innhalts:

„Die äußerst widrige Lage, in der ich mich befinde, muß mich bei Ihnen und bei der Welt entschuldigen, daß ich mir einen Schritt erlaube, der sich vielleicht nicht ganz mit der Würde der Frauen verträgt. Ich selbst bin die erste die ihn tadelt, obgleich die Verzweiflung mir ihn als den einzigen Ausweg zeigte, und die zärtlichste Liebe den erwünschtesten in ihm sah. Ja, ich erröthe nicht, es Ihnen zu gestehen, daß ich Sie liebe. Unwiderstehlich fühlte ich mich zu Ihnen hingezogen, da ich Sie das Erstemal erblickte. Den Ausdruck einer edlen Seele las ich in Ihren freien offnen Zügen, und eine innere Stimme rief mir zu, dieß ist dein Befreier Sie lügt nicht, und ich fordere Sie daher zu meiner Ret-

tung auf. Mein Quälgeist verläßt diesen Abend um 9 Uhr das Haus. Mein Dienstmädchen und ich haben die Erlaubniß in dem zum Hause gehörigen kleinen Garten spatzieren gehn zu dürfen, der leider mit einer ziemlich hohen Mauer umgeben ist. Auch ist die Thür, so viel ich weiß, gut verschloßen, und mein Vormund der einzige, welcher den Schlüssel zu dem Gefängnisse besitzt. Möchten Sie, trotz Schloß und Riegel Mittel finden, mich der Gewalt des abscheulichen Mannes zu entreissen. Für immer du Einziger, werde ich alsdann dir angehören. Treue Liebe dein Lohn, in treuer Liebe Vergessenheit für meine Leiden."

Eduard taumelte vor Freude über den Brief, der ihn zum glücklichsten der Sterblichen machte. „Ach mein Freund, sagte er zu Willmann'n, schon das Mitleiden allein würde mich auffordern für das unglückliche Mädchen das Aeußerste zu wagen; und nun vollends die Liebe, welch' mächtigere Aufforderung! — Alles recht schön, versetzte der Diener, aber die Mauer, die verwünschte Mauer, ist doch gewaltig hoch. — Wir werden Sturmleitern anlegen, mein Freund. — Ganz wohl, aber das gnädige Fräulein kann doch die

Sturmleiter nicht besteigen, das geht nicht an; und die verdammte Thür hat der eifersüchtige Vormund gewiß gehörig verschlossen. — Die wird eingetreten. — Das verursacht aber Geräusch, und da könnte der verwünschte Felsenherz leicht herbei kommen! — Dann wird er niedergestoßen. — Freilich wohl, wäre dieß das Kürzeste; indessen möchte ich doch wünschen, daß ein sanfterer Ausweg für ihn und uns ausgemittelt werden könnte. Wenn wir ohne Schwerdtstreich uns in den Besitz des Gartens und der Geliebten zu setzen vermöchten, so wäre dieß auf jeden Fall klüger, und sicherer zugleich. Dazu müßten wir freylich den Gartenschlüssel uns zu verschaffen wissen. — Das ist aber unmöglich. — Ich halte es nicht dafür. Es bedarf weiter nichts, als daß Sie sich bei Herrn von Felsenherz aufführen lassen; da er aber eifersüchtig und mißtrauisch ist, und Ihr jugendlich unternehmendes Aussehen ihm schwerlich Zutrauen einflößen dürfte, so wird es nöthig seyn, als bejahrter Mann zu erscheinen. Zu dem Ende ziehen Sie das Staatskleid Ihres seligen Großvaters an, und verbergen das struppige Haar unter einer ehrwürdigen Perücke; Ihren Rücken ziere eine kleine Erhabenheit, und würdig würde

sich das Ganze vollenden, wenn Dero Beine etwas sichelförmig erscheinen. Diese liebliche Figur nun auf einem soliden Stock mit goldnem Knopfe gestützt, und von Zeit zu Zeit durch einen heftigen Husten erschüttert, wird dem etwas blinden Vormunde gewiß den raschen Jüngling verbergen, und Sie unfehlbar in den Besitz des Gartenschlüssels setzen. — Eduarden gefiel der Vorschlag nicht ganz. Er meynte sich zu schaden, und den ersten vortheilhaften Eindruck wieder zu vernichten, wenn er in dem lächerlichen Aufzuge vor seiner Geliebten erschiene. Willmann beruhigte ihn indessen durch die Versicherung; daß seine Geliebte höchst vernünftig denke, und durchaus keinen Werth auf die Eigenheiten der Mode lege. Erst unlängst, setzte er hinzu, fällte sie ein, eben nicht vortheilhaftes Urtheil über den Anzug unsrer jungen Leute. Sie fand, daß man sich in der Mitte des verflossenen Jahrhunderts, weit vernünftiger und anständiger gekleidet habe, als heut zu Tage.

Wenn das ist, rief Eduard, so will ich sogleich das älteste Kleid aus der Garderobe meines seligen Groß-Vaters hervorsuchen. Willmann war ihm beim Anzuge behülflich, und lobte die gute Art, womit er sich in dem Sammtrocke zu be-

nehmen wußte, über die Maßen. Jetzt wurde die stattliche Perücke aufgestülpt, und das jugendliche Haupt bewegte sich mit Anstand und Freiheit unter der Last derselben. — In der That, Herr Baron, rief der Diener, ich meyne den Schatten Ihres seligen Groß-Vaters zu sehen; wenn Sie die gnädige Frau erblickte, ich bin überzeugt, sie würde sich fürchten. Vortrefflich, dieß war sein Gang, dieß seine Haltung; so nickte er mit dem Haupte, gerade so pflegte er zu husten. Wahrlich, Sie wären ein vorzüglicher Schauspieler geworden.

Eduard schickte sich nunmehr an seinen Besuch zu machen. Der treue Diener erhielt den Auftrag ihn zu melden, und kehrte bald mit der Nachricht zurück, daß er willkommen sey. Unserm Jünglinge war indessen nicht ganz wohl zu Muthe bei der Sache, denn er befürchtete, daß ihn troz des alterthümlichen Aufzuges seine Gestalt oder seine Stimme verrathen möchten. Im Betragen des Vormunds bemerkte er jedoch nicht das mindeste Mißtrauen, und dieß flößte ihm Muth ein. Der grämliche Felsenherz behandelte den jungen Wildfang vielmehr mit der vollen Ehrfurcht, die man einem siebzigjährigen Greise

schuldig ist. — Theilnehmend beklagte er seinen abscheulichen Husten, der immer heftiger wurde. — Ja, mein werther Herr Nachbar, sprach Eduard, das Alter pflegt nicht ohne große Beschwerlichkeiten zu seyn, besonders wenn man eine wohlgenutzte Jugend hinter sich liegen hat. Ich vergesse indessen einen Theil meiner Leiden, wenn ich an das Vergnügen denke, mich öfters und des Breitern mit Ihnen unterhalten zu können. — Dieß Vergnügen, versetzte Felsenherz, ist für mich nicht minder groß, denn ich liebe die Nachbarn von Ihren Jahren über die Maßen. — Sie erzeigen mir in der That zu viele Ehre, und Ihr überaus gütiger Empfang macht mich so dreist, Ihnen eine kleine Bitte vorzutragen. — Eine Bitte, so reden Sie doch; was vermöchte man wohl einem Manne Ihres Alters abzuschlagen. —

Der vorige Bewohner, fuhr Eduard fort, war so gefällig, mir zu erlauben in dem kleinen Garten, der zu dem Hause gehört, spatzieren gehn zu dürfen. Meine Gesundheit erfordert eine solche Bewegung, und Altersschwäche verhindert mich weitere Excursionen zu machen. Sie werden daher einem Greise ein Vergnügen nicht versagen

wollen, welches ihm nothwendig geworden ist. — Der Vormund schwieg, und schien zu überlegen. Eduard verbarg nicht ohne Anstrengung seine Unruhe, fuhr jedoch gelassen fort: Ich verspreche Ihnen auch, liebwerther Herr Nachbar, kein Kohlkraut zu berühren. — Ich, versetzte Felsenherz, ich fürchte für meinen Kohl durchaus nichts, wohl aber .... — Ich werde kein Blümchen pflücken. — Meine ganze Blumenflur steht Ihnen zu Dienste, aber — die Thür will ich jedesmal sorgfältig wieder verschließen, wenn ich im Garten bin. — Wenn Sie sich erst einmal im Garten befinden, alsdann bin ich ausser Furcht, jedoch — Ich will den Schlüssel dreymal herumdrehen, wenn ich ihn wieder verlasse. — Ich fürchte gerade, Sie möchten diese kleine Vorsicht zuweilen ausser Acht lassen, und aus Hastigkeit — — Wo denken Sie hin, lieber Herr Nachbar, in meinen Jahren ist man nicht mehr so hastig — Sie sind siebzig, nicht wahr? — Vorüber. — Nu freilich, das ist ein schönes Alter, da kann man wohl weise seyn. Ich gebe Ihren Bitten nach. — Hier ist der Schlüssel zu meinem Garten. Ich setze ein ganz unbeschränktes Vertrauen in einen Mann von siebzig Jahren. — Eduards Freude hätte sich

beinahe jugendlich geäussert, da er im Besitze des Schlüssels war. Er rückte schnell den Stuhl, und wäre gerne einige Stufen überspringend die Treppe hinab geeilt, wenn ihn der beschwerliche Vormund nicht begleitet hätte. Die Raschheit Eduards, die sich nicht ganz zu verbergen wußte, fiel dem Begleitenden doch einigermaßen auf, und er machte lächelnd die Bemerkung: daß er ihn für sein Alter noch ziemlich schnell auf den Beinen finde. — Sie nennen das schnell, versetzte Eduard fast unwillig, ich schleiche ja so langsam wie ein Greis von achtzig — von ein und siebzig Jahren will ich sagen, und so alt bin ich auch bey meiner Ehre. — Nun ja, ich zweifle nicht daran. — Nach langem und heftigem Husten brachte Eduard, der wieder in die Rolle zu kommen sich bemühte, die Abschiedsformel hervor, und schlich recht langsam und bedächtlich an seinem Stabe, so lange er von Felsenherz gesehen zu werden glaubte.

Auf der Straße traf er den treuen Diener, der seiner harrte. Victoria! rief Eduard ihm entgegen, der Gartenschlüssel ist unser. Ach mein Freund, welch ein Vergnügen einen alten und eifersüchtigen Vormund zu betrügen. Das Bewußtseyn einer edlen Handlung vermag kaum ein

Höheres zu gewähren. Der alte Bär ist leichtgläubiger, als ich dachte. Freylich habe ich meine Rolle auch vortrefflich durchgeführt; den hätte ich sehen mögen, der durch mich nicht getäuscht worden wäre.

Noch eine Stunde, sprach Eduard, bis der Alte ausgeht. In jener Ecke, wo wir unbemerkt sind, und das Haus im Auge haben, laß' uns warten. — Es schlug neune, und der Vormund verließ die Wohnung. — Gut, sagte Willmann, der Feind überläßt uns das Feld. — Nützen wir den Augenblick, rief Eduard, und du mein Pylades — der Diener verbeugte sich, halte in einiger Entfernung Wache. Der Thür näherte sich unser Jüngling im Großvaterrocke nun, er horchte, hoch klopfte ihm das Herz, denn zarte Schritte wähnt er zu vernehmen. Bist du es Geliebte? fragte er mit leiser Stimme. — Ja, ich bin es, mein Eduard. Oeffne; rette mich! —

Bezaubernd war Eduard von der himmlisch-sanften Stimme, und eben wollte er aufschließen, als zwei Ueberlästige im lebhaften Gespräche auf ihn zukamen, und ihn daran verhinderten. Es waren zwei dramatische Dichter, ein tragischer und ein komischer, die aus dem Schauspielhause

kommend, sich stritten über den Vorzug beider Dichtungsarten. Das ist unerhört rief der komische Dichter, der Tragödie den Rang über dem Lustspiel anweisen zu wollen. — Ja, mein Freund versetzte der Trauerspieldichter, der kommt ihr zu. Gehen Sie alle Dramaturgen durch von Lessing bis auf Aug. Wilhelm Schlegel, und Sie werden finden, daß sie meiner Meinung sind.

So gar die Dunkelmänner in unsrer Literatur, die Correspondenz- und Notizen-Schreiber im Freimüthigen und in der Zeitung für die elegante Welt haben es nie gewagt, dieses Axiom zu bestreiten. — Ich erkenne durchaus keine Autorität an. Indessen muß es doch wohl leichter seyn, eine vorzügliche Tragödie, als ein vorzügliches Lustspiel zu schreiben, denn woher käme es wohl sonst, daß wir mehrere von jener, und nur eines von dieser Gattung, ich meyne Lessings Minna, aufzuweisen haben? — Der Grund dieser Erscheinung ist wohl im Karakter der Deutschen aufzusuchen. Bei den Franzosen möchte es der umgekehrte Fall seyn. Moliere steht als Künstler unstreitig höher wie Corneille und Racine, obgleich seine Kunst einen niedrigern Platz ein-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

nimmt. Wenn Sie übrigens Lust haben sich zu überzeugen, wie Allgemein meine Meinung bei Gelehrten so wohl als Ungelehrten ist, so lassen Sie uns den ersten beßten um die seinige befragen, der uns in den Wurf kommt. — Mir recht, antwortete der neue Aristophanes, mein Glaubensbekenntniß wird doch niemand erschüttern, und wenn wir auf einen Aristoteles stoßen sollten. — Vernehmen wir demnach die Meinung des alten Mannes dort, der eben im Begriff ist, jene Thür zu öffnen. Wenn er wirklich der guten alten Zeit angehört, wie ich dann nach dem Schnitte seines Kleides nicht zweifeln kann, so hat er manches Trauer- und Lustspiel auf der Bühne und im Leben darstellen sehen.

Mit diesen Worten gingen die beyden Herren auf Eduarden los, begrüßten ihn auf's ehrerbietigste, und legten ihm den Gegenstand ihres Streites vor. Der Ungeduldige empfing sie ziemlich rauh, und versicherte ohne Umstände, daß er nicht Zeit hätte, eine solche Kleinigkeit zu entscheiden. Was! eine Kleinigkeit! riefen die wüthenden Poeten. Sie nennen die Entscheidung einer der wichtigsten literärischen Fragen eine

Kleinigkeit?! — Ich verstehe durchaus nichts von der Literatur. — Es frommte dem armen Eduard wenig sich mit Unwissenheit zu entschuldigen, denn die Dichter hatten ihn nun einmal in die Klemme genommen, und bestanden darauf seine Meinung zu hören, ob er sie gleich wiederholt versicherte, daß er keine habe. Endlich riß seine Geduld, er hieß sie ihrer Wege gehen, er drohte sogar. Die Unverschämten lachten ihm in's Gesicht. Mit den Worten der Maria Stuart: „Von Euch ertrag ich viel, ich ehre Euer Alter" gab der Tragödienschreiber sein kindlich geduldiges Gemüth zu erkennen.

Eduard wurde wüthend, er vermochte nicht länger mehr an sich zu halten. Er faßte die poetischen Herren sehr unsanft und schleuderte sie von sich. Der arme Tragödienmacher lag an der Erde, der komische Poet besser auf den Beinen, erhielt sich auf denselben, und die Flucht ergreifend, machte er die Bemerkung: daß dieser alte Jüngling mehr Kraft besitze, als mancher unsrer jugendlichen Greise. Nun erhob sich der Tragiker, nicht zum Erstenmale, von seinem tiefen

Fall. Den Blick voll Wuth, und sein gereitzt Gemüth aussprechend mit Mariens Worten:

„Regierte Recht, so läget Ihr vor mir
Im Staube jetzt, denn ich bin euer König"

verließ auch er den Schauplatz.

Unser Jüngling dankte Gott, daß ihn die beiden poetischen Narren verlassen hatten. Jetzt wollte er hastig die Thür öffnen, ward jedoch abermals daran verhindert. Ein Mensch trällernd und gurgelnd kam auf ihn zugeflogen. Ah das ist mein Mann, rief der Virtuos. Mit ächter Künstlerdreistigkeit redete er den Unbekannten folgendermaßen an: „Mein Herr, ich bin Ihr ergebener Diener. Sie sind Kunstkenner? — Doch, natürlich, wer ist das heut zu Tage nicht. Ich bereite Ihnen einen Ohrenschmaus, einen rein-artistischen. Sie sollen die Composition einer meiner neusten Opern hören. Sie werden finden, daß ich würdig in die Fußstapfen eines Mozart, eines Cimarosa, Salieri, Sarti, Jomelli, Cherubini — Ganz wohl, unterbrach ihn Eduard, ich habe jetzt nicht Zeit. — Vor einigen Tagen erst zurückgekehrt aus dem Vaterland der Künste, bringe ich nicht weniger als fünf neue

Opern in meiner Mappe mit. Gefällt Ihnen die erste, woran ich gar nicht zweifle, so sollen Ihnen in einem Zuge weg die vier andern aufgetischt werden. Ach mein Herr, Sie werden gestehen müßen, daß Ihr Ohr nie solche Töne eingeschlürft habe, und wäre es auch so verwöhnt wie der Gaumen eines Apicius, oder so bizarr wie der einer Kleopatra, die bekanntlich ihre kostbarste Perle im Weine verschluckt, ob aus Sonderbarkeit oder Verschwendung weiß ich nicht, und es gilt mir auch vollkommen gleich. Nehmen Sie sich nur in Acht, daß Sie sich nicht berauschen. Folgen Sie mir auf's schnellste, denn ich bin gerade in Begeisterung. Schiller räth in einem Gedichte die Nasen einzuspannen, und ich will Ihnen zugerufen haben: die Ohren aufgespannt. Melodien aus unbekannten Fernen sollen Sie vernehmen. — Mit furchtbarer Stimme rief der Ungeduldige dem tollen Componisten zu: ich bin taub, lieber Freund, vollkommen taub. — Desto besser, antwortete der neue Orpheus, um so unpartheyischer wird Ihr Urtheil seyn. Kommen Sie. — Eduard schob den Zudringlichen jetzt etwas unsanft bei Seite, und nahm eine so entschiedene Miene an, daß der Künstler

es für gerathen hielt, sich aus dem Staube zu machen.

Endlich war die Luft rein, und der arme Verliebte konnte nun doch wenigstens dazu kommen, die Thür zu öffnen. Hastig drehte er den Schlüssel herum, und offen stand die Pforte. Aber in demselben Augenblicke stürzte ein Betrunkener beinahe über ihn her. — Was machst du da? stammelte er mit schwerer Zunge. Entferne dich, Freund; du bist auf meinem Wege, und siehst wohl, daß er eben breit genug für mich ist. — Eduard stieß ihn von sich, und wollte in den Garten eilen, aber unser Mann faßte ihn bei'm Kleide, zog ihn zurück, und pflanzte sich mit mehr Festigkeit, als von seinem Zustande zu erwarten gewesen, unter die Gartenpforte. „Das ist mein Platz, rief er. — Unverschämter, was soll das? — Höre! nicht geschimpft, sonst lasse ich dich erdrosseln. — Wie schaffe ich mir den Betrunkenen vom Halse, fragte sich der trostlose Eduard. — Ich fordere Ehrfurcht für meine Hoheit — Für deine Hoheit! — Ich bin der Großsultan. — Unser Jüngling war zu mißmuthig um über diese Ungereimtheit zu lachen. — Diese Gärten sind die meinigen, diesen Pallast bewohne ich, und

nun Gott befohlen ... Allah sey mit dir, wollte ich sagen, jetzt geh' ich in mein Serail; und richtig der Trunkenbold wollte in den Garten eilen, aber Eduard faßte ihn mit voller Kraft, und schleuderte ihn weit weg von der Pforte. Der betrunkene Großsultan war besser auf den Beinen als kurz zuvor der Tragödien-Dichter, er fiel nicht, und floh auch nicht; sondern rief höchlich ergrimmt: „Herbei ihr Janitscharen, zu Boden mit dem Unsinnigen, der es gewagt sich an meiner Hoheit zu vergreifen." Willmann, der den Lärm vernahm, eilte herbei. Der Trunkenbold ihn erblickend, sah sogleich mit den Augen seiner Einbildungskraft in dem bescheidenen Kammerdiener den stolzen Groß-Vezier. „Bemächtige dich dieses Bösewichts, rief er, laß ihm hundert Streiche auf die Fußsohlen geben, und sofort spießen; dieß Vezier, ist der gnädige Wille meiner Hoheit." — Du siehst mich in Verzweiflung, lieber Freund, sagte Eduard zu seinem Diener. Zwei tolle Poeten, einen tollern Componisten, und diesen Betrunkenen hat die Hölle losgelassen, um mich um den Verstand zu bringen. Von dreien war ich so glücklich mich selbst zu befreien, vom vierten befreie du mich, wenn du

nicht willst, daß ich rasend werden soll. — Lassen Sie mich machen, versetzte der Diener, und warf sich vor dem eingebildeten Großsultan zur Erde nieder. „Sogleich, sprach er ehrerbietig, werde ich die Befehle von Euer Hoheit vollziehn. Indessen berichte ich in Unterthänigkeit, daß ich ein herrliches Abendessen im Gasthofe zur Stadt Paris hier neben an, für Allerhöchstdieselbe bestellt habe. Medoc ist der schlechteste Wein, der auf den Tisch kommen wird. — J, wenn er nur ächt ist, so lasse ich mir ihn schon gefallen. So wahr Gott lebt, bei'm Allah, wollt' ich sagen, du bist ein herrlich Kerlchen Groß-Vezier, daß du für ein gutes Abendessen Sorge getragen hast. Bei Tische ist mein Platz, da fühle ich mich immer geistreich, im Divan hingegen bin ich mir schon öfters etwas dumm vorgekommen. — Euer Hoheit sind ein Wahrheit liebender Fürst, das muß ich bekennen. Nicht wahr Vezier? Darum fort in Gasthof, denn du wirst finden, daß ich bei jedem Glase Wein weiter, auch eine köstliche Wahrheit mehr sage. Dieß sprechend eilte der Trunkenbold von dannen.

Nun war Eduard allein mit dem treuen Willmann, und konnte endlich zur Geliebten eilen,

denn nichts hielt ihn mehr auf. — Er lag zu ihren Füßen, er küßte mit Feuer die theure Hand. Ein paar Schritte, sie waren auf der Strasse, gerettet ist die Holde. — Folgen Sie mir, Herrliche, Theure, flüsterte Eduard, mein Wagen hält in der Nähe. Wir reisen nach Dresden. — Nach Dresden, entgegnete die Unbekannte, indem sie ihren Schleyer zurückschlug. Nein, mein Freund, ich bedanke mich, in meinem Alter ist das Reisen allzubeschwerlich. — Eduard stutzte, er warf einen forschenden Blick auf die Dame, und erkannte in ihr sogleich bei der Helle des Mondes, zu seinem höchsten Erstaunen, die ehrwürdige Großmutter. So bebt Hamlet zurück vor dem Geiste seines Vaters, versteinert wie er, stand auch unser Jüngling. Auf die Zuschauer machte dieser Auftritt einen ganz andern Eindruck, wie die Geisterszene in der Tragödie, wenn sie nemlich von guten Schauspielern dargestellt wird, denn mit einem male ertönte von allen Seiten her ein lautes Gelächter. Die Lacher traten jetzt hervor, mit ihnen Ottilie. Es waren fünf Herrn, Bekannte der Frau von Bernheim. „Mein Gott, rief Eduard, der die Sprache nun wieder gefunden hatte, Sie sind es, verehrte Mutter? —

Ja, mein Freund, die alte Großmama hast du entführen wollen, und ließest es dir recht sauer werden, armer Mensch. — Dieß war wahrlich, versetzte Eduard, meine Absicht nicht. Das Bild des himmlischen Mädchens ..... — Stille, unterbrach ihn lachend die gute Alte, du machst mich erröthen; das Bild, soll mich vorstellen. — Wie? — Ich erkläre dir den Zusammenhang. Ich sandte das Portrait zu einem Juvelier, daß er ihm eine Einfassung nach dem neuesten Geschmacke gäbe, weil ich meiner guten Ottilie zur Hochzeit ein Geschenk damit machen wollte. Am nemlichen Tage, als wir unter den Linden spatzieren gingen, hatte ich es zurück erhalten, ich trug es in der Tasche, und am Abende bei meiner Nachhausekunft bemerkte ich dessen Verlust. Daß es in so gute Hände gefallen sey, stellte ich mir freylich nicht vor. — Der Anzug ist indessen nach dem neuesten Geschmacke. — Er ist antik und modern zu gleicher Zeit, worüber du dich nicht wundern wirst, weil die Mode ein Kreis ist, der sich stets um seinen Mittelpunkt dreht. Sie ist der Phönix, der aus der Asche hervorgeht, und eine Frau von 78 Jahren kann versichert seyn, wenn sie ihre Jugendgarderobe durchsucht, Kleidungsstücke in derselben zu

finden, wie die neuste Modelaune sie verlangt. Wenn du mir übrigens nicht auf's Wort glaubst, so magst du dich durch deine eigne Augen von der Wahrheit überzeugen. Durch einen geheimen Druck öffnet sich das Bild, auf dessen Rückseite der Name des Originals steht. Die Großmutter zeigte nun lächelnd dem erstaunten Neffen die deutlich geschriebene Worte: Frau von Bernheim, gemalt Anno 1750. in ihrem 20sten Lebensjahre. Ist's möglich, rief Eduard aus. — Sage selbst, scherzte die Großmutter, hat es der Zufall nicht gut mit uns gemeint? . . . . Sind wir nicht eins für das andere geschaffen? — In diesem Anzuge gleichst du deinem seligen Großvater wie ein Tropfen Wasser dem andern. Das nemliche Kleid trug er an unserm Hochzeittage. — Ach, liebe Großmutter, ich verdiene Ihren Spott, denn in der That, ich war ein Narr. — Zugestanden. Indessen tröste dich, denn man hat mich versichert, und es gab eine Zeit, wo ich es glaubte, daß mein Köpfchen mehrere Köpfe, deren Weisheit in spätern Jahren gewaltiges Aufsehen in der Welt machte, verdreht haben soll. Aber ohne Ruhm zu melden, ich war auch in meinem 20sten Jahre sehr schön. Einige Jahrzehende weiter verändern dann

freylich manches. Solltest du indessen dennoch in mich verliebt seyn, so . . . . . O nein, versetzte Eduard, die Ehrfurcht . . . . wie könnte ich es wagen . . . . er stockte, und vermochte in seiner Verlegenheit weiter nichts hervorzubringen, als die demüthige Bitte, ihm seine Verirrung zu verzeihen. — Ich verzeihe dir von ganzem Herzen, entgegnete die gute alte Frau. Du hast meiner Eigenliebe ausserordentlich geschmeichelt, und mir Gelegenheit gegeben den Plan zu einem extemporirten Lustspiele zu entwerfen, welches die Gefälligkeit meiner Freunde in die Szene gebracht, und mich höchlich belustigt hat. Wie, rief Eduard, Sie haben Komödie mit mir gespielt? — Diese Herren — Waren so gefällig Rollen in meinem Schubladenstückchen zu übernehmen. Hier siehst du den sauertöpfischen Felsenherz, da stehen die beiden Dichter, dieß ist der Componist, dieß der Großsultan. — Der junge Mann betrachtete die Herren nun mit einiger Aufmerksamkeit, und erkannte in ihnen Personen, die er sich erinnerte, schon in der Gesellschaft bei seiner Großmutter gesehen zu haben. — „In der That, sagte er, ich war ein Narr, ein vollständiger Narr. Können Sie mir die Untreue verzeihen, theure Ottilie,

zu welcher mich eine allzurege Phantasie verleite-
te? — Liebe Tochter, sprach Frau von Bernheim,
ich trete dir meine wohlgegründeten Ansprüche auf
das Herz des jungen Mannes ab. Du wirst ge-
stehen, daß ich sehr großmüthig handle, da es
allem Anscheine nach, die letzte Eroberung ist, wel-
che ich machen dürfte. — Die sanfte Ottilie reich-
te ihre schöne Hand dem geliebten Flattergeist.

Unter Thränen lächelte das gute Kind, und
vermochte nicht zu sprechen. — Herrliche Ottilie,
rief der Glückliche, du hast mir vergeben! —
Und konnte sie wohl anders, sprach Frau von
Bernheim dazwischen, da der Gegenstand deiner
Sehnsucht die alte Großmutter war? — Zu dei-
nen Füßen schwöre ich ewige Treue, fuhr der
Entzückte fort. Nie werde ich für ein anderes
Wesen empfinden. — Wenigstens kannst du ver-
sprechen mit deinen Empfindungen immer in der
Familie zu bleiben, setzte die fröhliche Alte hinzu.

Einige Tage darauf war Eduard Ottiliens
Gatte. Sie bewährte auf's neue, daß eine tugend-
hafte, verständige Frau eine unumschränkte Gewalt
über ihren Mann auszuüben vermöge. Bald hatte
sie sich seiner Phantasie bemächtigt, welche nur ei-
ner klugen Leitung bedurfte, um nicht unstät um-

herzutreiben, und nun nicht mehr nach Phantomen haschte, sondern der erfreulichen Wirklichkeit ihre bunten Farben mitzutheilen strebte, und sie dadurch zum schönen Ideal erhob. Das Glück ihrer Lieben verlängerte das Leben der guten Großmutter und erhielt ihr Herz fröhlich bis an's Ende ihres Erdewallens. Je mehr Eduard sich dem Mannesalter näherte, desto mehr lernte er das nützliche, geräuschlose Wirken seiner herrlichen Gattin schätzen, und er mußte sich gestehen, daß kein Geschöpf seiner Phantasie ihn in diesem Grade zu beglücken im Stande gewesen wäre, wie die einfache, tugendhafte, für sein Glück rastlos thätige Hausfrau. Mit vollem Herzen stimmte er in Schillers Worte ein:

„Ehret die Frauen! Sie flechten und weben
Himmlische Rosen in's irrdische Leben."

V.

Die beiden Familienbilder.

Der Graf von Lisban hatte zu Anfange der Revolution Frankreich verlassen. Die Liebe zum Vaterlande erwachte aber bald so heftig in seiner Brust, daß er in dasselbe zurückeilte. Ueber dem Verlangen seinen theuren Heerd wieder zu sehen, hatte er die Decrete vergessen, durch welche jeder heimgekehrte Ausgewanderte zum Tode verurtheilt ward. In seiner Vaterstadt Paris angelangt, vernahm er sogleich, daß die Regierung seine Güter in Beschlag genommen habe, daß er selbst geächtet, und sein Leben in Gefahr sey. Seine Verwandten und Freunde waren im Gefängniße; er wußte nicht bei wem er einen Zufluchtsort suchen sollte. Während eines Monathes war er so glücklich vor den Späher-Blicken der Henker verborgen zu bleiben; endlich jedoch ward

sein Aufenthalt entdeckt, und unfehlbar hätte er auf dem Schafotte bluten müßen, wenn man seiner habhaft geworden wäre. Aber er entkam seinen Verfolgern, und rettete sich in das Haus eines Krämers in der Straße Clery. Dieser hieß Hubert. Der Graf kannte ihn nicht, war niemals in irgend einer Verbindung mit ihm gestanden, und hatte daher auch keine andern Ansprüche an seine Großmuth, als diejenigen, welche der Unglückliche an den Edeln zu machen berechtigt ist. Die gütige Vorsehung ließ den armen Verfolgten einen solchen, in dem wackeren Handelsmanne finden. Er wurde mit der größten Freundlichkeit aufgenommen. Hubert wies ihm den verborgendsten Winkel seines Hauses zum Aufenthalte an, um ihn den Argusaugen seiner Verfolger zu entziehen. Er theilte mit ihm sein frugales Mahl, und hatte die zarteste Aufmerksamkeit für den Unglücklichen, während einer Zeit von acht Monathen, die seine Gefangenschaft dauerte.

Die Terroristen rieben sich endlich unter einander selbst auf, und befreiten das französische Volk von einem Joche, das es nicht den Muth hatte selbst abzuschütteln, und welches vielleicht noch längere Zeit auf ihm gelastet haben würde,

wenn es eine Möglichkeit wäre, daß streitende Leidenschaften sich auf die Dauer vereinigten. Ein Lichtstrahl der Gerechtigkeit leuchtete durch diese finstere Nacht des Umsturzes der Religion, der Menschlichkeit, jeder gesetzlichen Ordnung, und aller Grundsätze von gesunder Politik. Der Graf durfte es nun wagen aus seinem Schlupfwinkel hervor an's Licht zu treten. Er trennte sich von seinem edlen Wohlthäter, durchdrungen von den Gefühlen der lebhaftesten Dankbarkeit, und wählte zu seinem Aufenthalte ein schönes Landgut in der Nähe von Paris, das ihm zugehörte, und an welches durch einen glücklichen Zufall die Räuber ihre frevelnden Hände nicht gelegt hatten. Hier war es, wo ihm das Vergnügen zu Theil wurde, beinahe in jeder Woche den braven Hübert, seine redliche Gattin und ihre kleine Tochter Louise bei sich zu sehen. Denn beim Abschiede aus ihrem Hause hatten es ihm die trefflichen Menschen versprechen müßen, ihn öfters mit ihren Besuchen zu erfreuen; und es war jedes Mahl ein Fest, welches er seinem dankbaren Herzen gab, wenn er sie in seinem Schloße, und an seinem Tische willkommen heißen konnte. Oefters traf es sich, daß er gerade eine glänzende und zahlreiche Ge-

sellschaft bei sich hatte, wenn ihn die Redlichen besuchten, und alsdann nöthigte er sie bei Tische den Ehrenplatz einzunehmen. Sie mußten es sich gefallen lassen, daß sie zuerst bedient wurden, wenn gleich seine vornehmen Tischgenossen die Nase über eine so große Aufmerksamkeit rümpften. Der dankbare Wirth kümmerte sich wenig darum, hatten sie ihm doch das Leben nicht gerettet.

Die Handlung Hüberts kam immer mehr in Aufnahme. Louise war zu einem schönen Mädchen herangewachsen. „Eine mannbare Jungfrau muß unter die Haube" sprach der Vater, und die Mutter pflichtete ihm bei. „Des Nachbars Sohn fuhr er fort, ist ein braver fleißiger Mensch .... — Und wenn ihn der Vater, wurde er von seiner Frau unterbrochen, Theil an der Handlung nehmen läßt, woran ich nicht zweifle, so kann er bald auch ein sehr wohlhabender Mensch werden. — Die Leutchen scheinen sich nicht gram zu seyn, bemerkte der Alte. — O nein, fiel ihm Mütterchen in die Rede, die lieben sich recht zärtlich. — Nun denn, wenn der Vater des jungen Menschen nichts entgegen hat, versetzte Hübert, so ist ihre Verbindung eine abgemachte Sache." — Ferdinands Vater, der ein ehrgeitziger

Mann war, und es wohl gerne gesehen hätte, wenn die Wahl seines Sohnes auf ein vornehmeres und reicheres Mädchen gefallen wäre, gab am Ende doch seine Einwilligung zur Heirath. Der Hochzeittag wurde festgesetzt. Das Entzücken der Liebenden überstieg alle Beschreibung. Aber ein unseliger Zufall vernichtete ihr schönes Glück.

Die Redlichkeit Hübert's setzte ein zu großes Vertrauen in die Redlichkeit der Menschen; er wurde ein Opfer desselben. Der Unglückliche machte mehrere male Bankerott, und sahe sich bald von einer Menge Gläubiger bestürmt, welche er zu befriedigen ausser Stande war. Natürlich wäre in dieser Lage die Verbindung Louisens mit einem wohlhabenden Manne den hartbedrängten Eltern doppelt erwünscht gewesen, aber Ferdinands Vater nahm jetzt sein Wort zurück. Der gemeine Krämergeist hatte sich des Mannes bemächtigt. Er gab sich alle Mühe seinem Sohne begreiflich zu machen, daß eine Bettlerin keine Frau für ihn sey; der Sohn begriff nun zwar nicht, daß seine geliebte Louise darum minder wünschenswerth für ihn seyn sollte, weil ihre Eltern kein Geld mehr hatten, er mußte sich

indessen dem Willen seines Vaters fügen. Die armen Liebenden waren höchst unglücklich.

Hübert bot Alles auf, den Unfall wo möglich noch von sich abzuwenden, aber vergebens. Der Unglückliche findet nur gar zu oft verschlossene Thüren. Theils waren seine Freunde selbst verarmt, theils wollten sie ihm nicht helfen. Der Graf freilich war noch übrig, den er nicht um Hülfe angesprochen hatte, aber gerade dieser war es, den er nicht darum ansprechen wollte. Frau Hübert hatte schon früher an den Grafen gedacht, und sagte nun ihrem Manne: „der wackere Herr ist so herablassend, spricht stets von seiner Dankbarkeit, er wird uns gewiß helfen. — Meynst du, versetzte Hübert. — Wir haben ihm das Leben gerettet. — Nun ja. — Er kann daher nicht weniger thun . . . — Wir dürfen ihn aber nicht mißbrauchen, fiel ihr der Mann in's Wort. — Ey was, brummte Frau Hübert, man kann das Zartgefühl auch zu weit treiben. — In einem solchen Falle wohl kaum. — Wenn du Bedenken trägst, ihm unsre Lage zu entdecken, so will ich es thun. — Das verbiete ich. — Mein Gott, warum dann? Er wird sich ganz gewiß ein Vergnügen daraus machen, uns zu helfen. — Viel-

leicht, vielleicht auch nicht. Wenn er nun aber den übrigen gliche, die ich um Hülfe angesprochen, wie dann? — Das wird er nicht. — Nun ja, ich glaube es auch nicht, aber es wäre doch eine Möglichkeit; und mich würde es unendlich schmerzen, denjenigen gering schätzen zu müßen, dem ich Gutes erzeigt habe. Gieb dir daher keine Mühe, meinen Entschluß zu ändern, ich bitte dich, es wäre vergebens, denn er steht unerschütterlich. Der Graf soll unser Mißgeschick nicht erfahren, und du darfst dich weder schriftlich noch mündlich an ihn wenden, ich verbiete es ausdrücklich.

Die gute Frau, gewohnt den Befehlen ihres Mannes Folge zu leisten, schwieg und — weinte. Louise hingegen, die das Verbot nicht auf sich beziehen wollte, dachte: ich glaube, daß mein Vater Unrecht hat. Sein Zartgefühl und seine Furcht gehen zu weit. Wenn uns ein Unglück zustößt, so ist es ja wohl ganz natürlich, daß wir uns zuerst an diejenigen wenden, denen wir in der Noth selbst beigesprungen sind. Heißt es ihnen die Wohlthat vorrücken, wenn wir sie in den Stand setzen, ihre Dankbarkeit uns zu beweisen? Wenn wir schweigen, so beleidigen wir sie vielmehr, denn

wir geben dadurch zu erkennen, daß wir voraussetzen, sie könnten undankbar gegen uns handeln. Nein, nein, ich glaube dieß vom Grafen nicht. Ich will ihm in's Geheim schreiben.

Sie ging in ihre Kammer, und setzte folgenden Brief auf:

„Meine Eltern, Herr Graf, befinden sich in einer höchst bedrängten Lage. Eine Reihe von Bankerotten bringt sie um ihr ganzes Vermögen, die Frucht vieljähriger Ersparniße, und mannichfaltiger Entbehrungen. Sie, edler Mann, vermögen uns zu helfen, aber mein Vater will Sie nicht um Hülfe ansprechen, weil er selbst einst so glücklich war, Ihnen einen Dienst zu erweisen. Ich handle gegen seinen Willen, indem ich Sie von unsrer Lage unterrichte, aber ich folge der Stimme meines Herzens, die mir zuruft: entdecke dem edlen Manne den Kummer deiner Eltern, er wird ihn lindern, ja er würde zürnen, wenn du ihn nicht zum Vertrauten desselben machtest; denn es muß einem Herzen wie dem seinigen erwünscht seyn, die Dankbarkeit, mit der er sich vielleicht zu großmüthig uns verpflichtet hält, durch eine schöne Handlung an den Tag zu legen. Ich bitte Sie daher nicht um Verzeihung

wegen des Vertrauens, das ich in Sie setze, denn ich kenne Ihr Herz, und folge der Stimme des meinigen, welches mir Vorwürfe machen würde, wenn ich es einem Manne nicht zuwendete, den ich als edel und bieder kennen gelernt. Ich bin mit inniger Hochachtung

Ihre

Louise Hübert."

Louise trug diesen Brief selbst auf die Post, im festen Vertrauen auf den Edelmuth des Grafen. Einige Tage lang nährte sie die schöne Hoffnung den Glücksstand ihres guten Vaters bald vollkommen hergestellt zu sehen. Schon sahe sie das Hinderniß gehoben, welches sich ihrer Verbindung mit dem Geliebten entgegengesetzt, und fröhlich blickte sie wieder in die Zukunft. Ein unverdorbenes, jugendliches Herz, welches liebt, erlaubt sich keinen Zweifel an dem Edelmuthe der Menschen. Ein solcher Zweifel pflegt erst die Frucht der Erfahrung zu seyn, die man im 17ten Jahre nicht gemacht haben kann, und die man wohl wünschen möchte, niemals machen zu müßen.

Vierzehn Tage waren verflossen, und Louise hatte noch immer keine Antwort vom Grafen

erhalten. Ihre Hoffnung sank gewaltig. „Wie, rief sie, fast verzweifelnd, so hätte ich mich dann in ihm geirrt!“ Die Gläubiger des armen Hübert ließen ihn nicht zu Athem kommen. Sie hatten bereits ein Urtheil des Gerichtshofes gegen ihn veranlaßt, zu Folge dessen alle Geräthschaften in seinem Hause verkauft werden sollten. Sein Laden war den ganzen Tag angefüllt mit Müßigen, die überall Unterhaltung suchen, und mit Eigennützigen, die auf alles speculiren, selbst auf das Unglück ihrer Nebenmenschen. – Die Gerichtsdiener versteigerten das ganze bewegliche Vermögen der Familie. Der arme Hübert und seine trostlose Frau und Tochter welche bei dieser Szene gegenwärtig waren, litten unsäglich.

Die Möbels waren bereits verkauft. Einer der Gerichtsdiener, nahm jetzt zwey Bilder, die über dem Kamin hingen, herab, und bot sie den Liebhabern an. Die beiden Portraits stellten Hübert'n und seine Gattin vor, gemalt in der ersten Zeit ihrer Ehe. Die Anwesenden brachen in ein lautes Gelächter aus über diese Bilder. Das etwas veraltete Costüme der Eheleute mochte wohl der Grund hievon seyn. Die unbescheidenen Lacher vermutheten die Gegenwart der un-

glücklichen Originale nicht, sonst wollen wir annehmen, würden sie sich doch gemäßigt haben. Einer der Anwesenden that ein Spottgebot, und die Bilder sollten ihm eben zuerkannt werden, als ein Maler, welcher in diesem Stadt-Viertel sehr bekannt war, 10,000 Livres darauf schlug. 20,000 bot sogleich ein anderer; 30,000 rief der erste, und wurde mit 40,000 vom zweyten überboten, dessen Eigenthum sie nun waren. Die arme Familie wähnte Anfangs, daß man sich einen grausamen Scherz mit ihr erlaubt habe, und die Anwesenden geriethen in das höchste Erstaunen. Der Maler, welchem die Bilder zugefallen waren, rief: „Meine Herrn, Sie werden ihr Erstaunen mäßigen, wenn ich Ihnen sage: daß die beiden Bilder von einem berühmten Meister herrühren, der nicht mehr lebt, und dessen Arbeiten ausserordentlich geschätzt werden.“ Hierauf entfernte sich der Künstler mit den erstandenen Meister-Werken.

Der brave Hübert, war nun noch einmal so reich als zuvor. Er konnte nicht allein seine Gläubiger befriedigen, sondern auch seinen kleinen Handel fortsetzen. Groß war die Freude der guten Menschen. Sie hätten nie geglaubt in zwei

unscheinbaren Bildern einen solchen Schatz zu besitzen. Die beiden Gemählde hatten sie einst nicht weiter als 24 Franken gekostet, mit Einschluß des Rahmens. Hübert drückte jetzt der redlichen Hausfrau die Hand, und sprach: „wir haben da viel Geld erhalten, liebe Mutter, und dennoch kann ich nicht umhin zu bedauern, daß der treue Abdruck deines redlichen Gesichts nun über dem Kamine fehlen soll. — Je nun, antwortete die gute Frau, das Original ist dir ja geblieben.“ Louise theilte die Freude ihrer Eltern, und gab der Hoffnung Raum, daß das Verhältniß zwischen ihr und dem geliebten Ferdinand nun wieder hergestellt werden könnte. Die Hoffnung täuschte sie nicht. Der Vater ihres Geliebten besuchte einige Tage nach diesem Vorfalle seinen Nachbar, und war bei weitem freundlicher, als er sonst zu seyn pflegte. Er wurde im Anfange etwas kalt empfangen; an Entschuldigungen über sein bisheriges Betragen ließ er es nicht fehlen, die freylich wohl ziemlich nichtig waren, indessen die zärtlichen Eltern dachten an das Glück ihrer Louise, und ließen sie gelten. Nach acht Tagen war diese die glücklichste der Frauen, und ihr Ferdinand der glücklichste der Männer.

Den Tag nach der Hochzeit sagte Hübert zu Frau und Tochter: „Hört meine Lieben, da fällt mir eben ein, daß es doch wohl schicklich seyn wird, den Grafen zu besuchen. Es ist nun über einen Monath, daß wir ihn nicht gesehen haben. Auch hörten wir während dieser ganzen Zeit keine Sylbe von ihm. Wir wollen ihn überraschen, und zwar doppelt; mit unsrer Gegenwart, und mit der Nachricht von Louisens Heirath. Er ist gefühlvoll und theilnehmend, diese Neuigkeit wird ihn erfreuen. — Frau Hübert schickte sich zu dem Besuche an. Louise war in Verlegenheit, denn sie gedachte ihres Briefes, der ohne Antwort geblieben, und erröthete in ihre Seele über die Undankbarkeit des Grafen. Warum zu Ihm, dachte sie. Wird unsre Gegenwart ihm nicht ein stiller Vorwurf seyn? Er verdankt meinen Eltern das Leben, und verließ sie in der Noth! Mir wäre es höchst peinlich vor ihm zu erscheinen. Und Er, wird Er meinen Anblick ertragen können!? — Sie bot alle Beredsamkeit auf, um ihre Eltern von diesem Besuche abzubringen; aber da sie nicht von dem Briefe sprechen durfte, den sie gegen Wissen und Willen ihres Vaters an ihn geschrieben hatte, so vermochte sie auch keine erheblichen

Gründe vorzubringen, wegen welcher sie diesen Besuch nicht wünschte. Hübert bestand daher auf seinem Kopfe den Grafen zu überraschen, und Louise war genöthigt, ihren Eltern zu folgen. Die kleine Familie miethete einen Wagen, und langte sehr schnell auf dem Landhause des Grafen an. Im Vorsaale vernahm Hübert von einem Bedienten, daß der Herr allein in seinem Cabinette sey; er ließ sich nicht melden, sondern ging mit Frau, Tochter und Schwiegersohn sogleich dahin. Der Graf empfing sie mit dem Ausdrucke der Freude, indessen schien er doch etwas verlegen. „Lassen Sie uns in das Besuchzimmer gehen, sprach er, wir werden da bequemer seyn, als in dem engen Cabinette. — Warum das? versetzte Hübert, dieß Cabinett ist recht angenehm. Sie werden doch wohl keine Umstände machen, und uns nicht wie Fremde behandeln." Der Graf vermochte hierauf nichts zu erwiedern. Er erkundigte sich jetzt nach der Gesundheit Hüberts, befragte ihn um seine Angelegenheiten, als ob er von dem Vorgefallenen gar nichts wisse, und machte ihm Vorwürfe über seine lange Abwesenheit. — Welche Falschheit, dachte Louise bei sich. — Der ehrliche Hübert

erzählte seine Unglücksfälle, und wie er mit einem male weit reicher geworden sey, als zuvor. Gerade wollte er der Bilder erwähnen, als sein Auge von ungefehr auf den Kamin fiel, über welchen sie aufgehängt waren. Er ergrif höchst bewegt Frau und Tochter bei der Hand, die dem Kamine den Rücken zugewandt hatten, und zeigte ihnen die Bilder. Diese vermochten kein Wort hervorzubringen, sondern fielen sprachlos und mit der innigsten Rührung dem Grafen zu Füßen. „Was soll das," rief der wackere Mann, sie erhebend. — Herr Graf, stammelte Hübert, diesen Edelmuth, dieses Zartgefühl . . . ich finde keine Worte. — Die Schuppen fallen mir von den Augen, sagte die Mutter. Aber in der That, Herr Graf, Sie haben diese Sudeley viel zu theuer bezahlt, es ist unsre Pflicht, daß . . . . — Nicht also, unterbrach sie der Graf, das Bildniß der trefflichen Menschen, die ihr Leben wagten, um das meinige zu erhalten, ist für mich um keinen Preis zu theuer. Zwar trage ich es längst in meinem Herzen, aber ich konnte dennoch dem Wunsche nicht widerstehen, es auch vor Augen zu haben; die Gelegenheit fand sich ihn zu befriedigen, und Gott sey Dank ich bin

reich genug, einen solchen Wunsch zu erkaufen, ohne mir wehe zu thun. — Ich erkenne diese Großmuth, wie ich muß, versetzte Hübert, indessen 40,000 Livres .... — Wie kaufmännisch, unterbrach ihn der Graf. Sie haben doch einst nicht so gerechnet, als Sie mir Wohlthaten erzeigten, und nun, da ich im Stande wär, Ihnen einigermaßen meine Dankbarkeit zu beweisen, rechnen Sie mit mir ab. Das ist nicht wohl gethan, mein Freund. Es kann Ihre Absicht nicht seyn, mich zu kränken, wenn Sie jedoch in diesem Tone fortfahren, so muß ich es beinahe glauben. Abfinden wollte ich mich ja durch diese Summe nicht, denn ich fühle es tief, daß ich Ihnen nie vergelten kann, und so lange ich athme, werde ich mich Euch, Ihr trefflichen Menschen dankbar verpflichtet halten.

Die wackere Familie brachte den ganzen Tag äußerst fröhlich bei dem Grafen zu; am Abende wollte sie in die Stadt zurückkehren, aber der gefällige Wirth gestattete es nicht. Er hatte der lieblichen Louise zu Ehren, die jungen Leute aus einigen benachbarten Dörfern zu sich gebeten, und ein ländliches Fest veranstaltet. Als die Nacht einbrach, erschienen Schloß und Garten in gefäl-

liger Beleuchtung. Ein kleines Orchester aus der Hauptstadt zu dem Feste verschrieben, fehlte nicht, und beim Scheine der Lampen, unter dem sternhellen Himmel, wurden fröhliche Tänze von den Landleuten aufgeführt. Herzlichkeit und Frohsinn herrschten unter der Versammlung, die nur gar zu oft in den Prunk-Sälen vermißt werden. Ein artiges Feuerwerk beschloß das liebliche Fest. Man trennte sich unter den herzlichsten Gefühlen, und ein Händedruck der Gefeyerten sagte dem edlen Grafen, wie innig gerührt sie seyen von seiner Großmuth und seiner Aufmerksamkeit.

VI.

Die Hütte.

Der Ausbruch der französischen Revolution bestimmte den Grafen von Valiere zur Auswanderung aus seinem Vaterlande. Er war im besten Mannesalter, als er dasselbe verließ. Er genoß der allgemeinen Achtung, denn er war ein edler, und sehr verständiger Mann. Kein Franzose konnte wohl sein Vaterland mehr lieben, als er; und dennoch verließ er es, der Stimme der Ehre folgend, die es gebieterisch von ihm heischte.

Mit sich nahm er eine geliebte Frau und seine Tochter. Pauline, so hieß die letztere, war eine noch zarte Knospe. In Schwaben, damals vom Kriege noch nicht verheert, fand er eine Freystätte. An Nachrichten aus seinem Vaterlande fehlte es ihm nicht, und manche Thräne

floß dem Schicksale der unglücklichen Opfer, welche eine wilde Gesetzlosigkeit, der Willkühr und Habsucht schlachtete. Bald genug hatte er einen Unglücksfall zu beweinen, der für sein Herz bei weitem empfindlicher war, als der Verlust seines Vermögens. Es wurde ihm eine Liste zugeschickt von neuen Schlachtopfern, die unter der Guillotine geblutet, auf welcher sich auch der Name seines Vaters befand. Ohne die Religion, diese sanfte Trösterin im Unglücke, wäre der Beklagenswürdige gewiß ein Raub der Verzweiflung geworden.

Wehmüthig ruhte sein Blick auf der geliebten Gattin, der hoffnungsvollen Tochter, dieser theuren Wesen, die ihm übrig blieben. Sie allein knüpften ihn unauflöslich an das Daseyn, und machten ihm die schwere Bürde desselben erträglich. Mit inniger Zärtlichkeit forderte die treue Gattin die Hälfte seines Grams, und trug gemeinschaftlich eine Last mit ihm, die ihn allein unfehlbar zu Boden gedrückt haben würde. Weiblich sanft, und doch mit männlicher Kraft ausgestattet, vergaß sie ihr eigenes Unglück um den theuren Gemahl aufrecht zu erhalten.

Die beyden trefflichen Gatten, welche das Unglück noch inniger verband, verwandten die höchste Sorgfalt auf die Erziehung der kleinen Pauline, nunmehr ihre einzige Hoffnung in der Welt. „Wir können ihr, sprachen sie, kein Vermögen hinterlassen, daher müßen wir trachten sie mit Kenntnißen und Tugenden auszustatten. Das Besitzthum an diesen kann ihr kein Zufall, keine Revolution rauben.“ Die Lehren der rechtschaffenen Eltern fielen auf einen höchst dankbaren Boden. Aus den Keimen entwickelten sich die erfreulichsten Früchte. Pauline wuchs zu einem schönen Mädchen heran; Unschuld und Heiterkeit sprachen aus ihren holden Zügen. Sanfte Melancholie war über ihr ganzes Wesen verbreitet, und gab ihm etwas höchst anziehendes. Als Kind aus ihrem Vaterlande entfernt, hatte sie den Ueberfluß des Reichthums nicht kennen lernen, und war zufrieden mit ihrem Schicksale, da ihr des Lebens andere Freuden unbekannt geblieben. Die Eltern hüteten sich so viel als möglich ihrer frühern Verhältniße in Gegenwart Paulinens zu erwähnen. Von ihrem und des Vaterlandes Unglücke sprachen sie niemals, wenn sie sich in der Nähe befand. Die geliebte Toch-

ter war glücklich, denn sie glaubte, daß ihre Eltern es auch seyen; diese liebten sich zu sehr, um ihren Wahn zu vernichten, ja sie fanden selbst eine Art von Beruhigung darinn, ihn zu unterhalten. Die zärtlichste Liebe sprach sich in diesem Bestreben aus; denn es ist gewiß unendlich schwer seine Leiden in einer solchen Lage in die eigene Brust zu verschließen, aber zu lächeln, wenn das Herz gebrochen ist, um die Ruhe eines theuren Wesens nicht zu stören, dazu gehört eine Ueberwindung und Selbstbeherrschung, deren nur die Elternliebe fähig seyn kann. Eine Verstellung aus so edlen Beweggründen muß unsre volle Bewunderung in Anspruch nehmen.

Von dieser Beschaffenheit waren die Verhältniße der liebenswürdigen Familie, als das Haupt derselben einen Brief erhielt mit der Nachricht, daß die Ruhe in Frankreich einigermaßen hergestellt sey, und daß die Ausgewanderten in ihr Vaterland zurückkehren könnten, ohne Furcht für ihr Leben. Die erwünschte Nachricht machte einen tiefen Eindruck auf das Herz des Grafen, und erweckte seine Liebe zum Vaterlande, die er treu in seiner Brust bewahrt hatte. „Wie, rief er, es wäre uns vergönnt Frankreich wieder zu

sehen! O unaussprechliches Glück! Schönste Hoffnung meines Lebens, du gehst in Erfüllung. Ich werd' es wieder sehen, das geliebte Vaterland, ich darf sie küßen die theure Erde meiner Väter! Er drückte seine Lieben an die volle Brust und weinte süße Thränen der Freude." Um deinetwillen besonders, meine gute Tochter, sprach er, harrte ich mit Sehnsucht dem Augenblicke entgegen, an dem es mir vergönnt seyn würde, zurückzukehren in's Vaterland. Auf diesem fremden Boden würden die Vollkommenheiten meiner Pauline nie zur Reife kommen, die ihre schönen Anlagen dem glücklichen Vater verheißen. Die unbekannte Fremde würde hier nie einen Gemahl finden, der ihrer würdig ist. Vergessen und verlassen würdest du nach dem Tode deiner Eltern seyn. Gott sey Dank, das habe ich nun nicht mehr zu befürchten. Wir kehren in ein Land zurück, wo dein Name gekannt ist, und deine Familie von alten Zeiten her in Ansehen steht. Ich habe Hoffnung meine angestammten Güter wieder zu erhalten. Einige Opfer, die ich willig zu bringen bereit bin, werden mich unbezweifelt in den Besitz derselben setzen. Auf diese Weise ist die Zukunft meiner geliebten Pauline vollkom-

men gesichert. Mutter und Tochter theilten die Freude und die Hoffnungen des guten Vaters. Die Reise nach Frankreich wurde nunmehr angetreten. Der Graf wußte, daß sein Schloß und seine Pachtgüter verkauft worden waren; da der Käufer übrigens ein Mann war, der bei seiner Familie ehemals als Verwalter gedient hatte, und ihr überdieß für manche empfangene Wohlthaten sich hochverpflichtet halten mußte, so dachte er bei sich: „Alibert wird sich ein Vergnügen daraus machen, mir das Meinige zurückzugeben. Er schien mir immer ein rechtlicher Mann zu seyn. Der Graf fand sich auch in dieser Erwartung nicht betrogen, da er auf einen Brief, den er an Alibert'n geschrieben hatte, folgende Antwort erhielt:

„Sie lassen mir Gerechtigkeit widerfahren, „indem Sie voraussetzen, daß es meine Absicht „nicht sey, Ihre Güter zu behalten. Ich habe „sie bloß in der Hoffnung gekauft, sie dem rechtmäßigen Eigenthümer eines Tages zurückgeben „zu können, und diesem meinem Vorsatze werde „ich treu bleiben. Ich erwarte Sie demnach „mit Ungeduld, um diese Angelegenheit mit Ihnen „in's Reine zu bringen. Recht sehr soll es mich

„freuen, wenn die Wiedererstattung erfolgt seyn „wird, denn ich kann nicht eher ruhig seyn, als „bis ich Sie im Besitze Ihres angestammten Ei„genthums weiß.“

Alibert wohnte in Paris, folglich mußte sich der Graf dahin begeben, um seine Angelegenheiten mit ihm in Ordnung zu bringen. Er konnte indessen dem Verlangen nicht widerstehen seine Besitzung zu sehen, die sich beynahe auf seinem Wege nach der Hauptstadt befand. Sie lag nämlich nur einige Meilen von Nancy entfernt. Unbeschreiblich waren die Gefühle, die sich in seiner Brust erhoben, als er von weitem das alte gothische Schloß erblickte, in welchem er einst sorgenfreye, frohe Tage der Jugend verlebt hatte. Die Erinnerung mancher glücklicher und unglücklicher Stunde, die ihm seit seiner Abwesenheit aus dem Vaterhause geschlagen, ging jetzt an seiner Seele vorüber. Vergangenheit und Zukunft stellten sich in diesem Augenblicke seinem innern Gesichte dar. — Je näher er dem Schloße seiner Väter kam, desto mehr fand er dasselbe und seine Umgebung verändert. „Wo sind die alten ehrfurchtgebietenden Linden hingekommen, fragte er, welche das würdige Gebäude umgaben, und

die den Wanderer in ihren Schatten einluden? Wer hat es gewagt die frevelnde Hand an sie zu legen?! Auch das Schloß war seiner alt-ehrwürdigen Zierden beraubt, und erschien nunmehr als eine traurige Steinmaße in der Mitte einer verwüsteten Gegend. Dieser Anblick erregte unendlich schmerzhafte Gefühle in der Brust des Grafen; er suchte sich jedoch zu trösten, so gut es gehen wollte. „Ich werde, sprach er, den Verlust der stattlichen Bäume, die meine Voraltern pflanzten, stets bedauern; indessen, was ist zu thun, ich muß nun schon neue pflanzen. An jedem Tage werde ich mich ihres Wachsthums erfreuen. — Ja, ja, so geht es; eine Reihe von Jahren war nöthig, um den alten Bäumen ihre Höhe und Ausdehnung zu geben, und eines Tages nur, vielleicht bedurfte es, um sie zu fällen. Langsam wächst das Gute, aber mit unglaublicher Schnelligkeit geht die Saat des Bösen auf. Jahrhunderte werden erfordert um das Wohl eines Staates zu begründen, und ein einziger Augenblick der Verblendung und Raserey vermag es umzustürzen."

Die Familie näherte sich jetzt dem Schloßhofe. Der Graf legte die Hand aufs Herz, als

wollte er sein Pochen dadurch mindern. In dem traurig=öden Hofe erblickte er zuerst einen Greis, den er sogleich erkannte. Es war ein alter Diener seines Vaters; der treue Robert war's. Der ehrliche Alte stand einen Augenblick wie versteinert da, bei'm Erblicken des Grafen. „Sehe ich recht" rief er, sind Sie es, mein gnädiger Gebieter? Ich danke dir Gott, daß du mich diese Freude erleben ließest. Nun kann ich zufrieden sterben, denn mein höchster Wunsch ist erfüllt." — Der Graf bot dem Redlichen seine Hand, und sagte mit Rührung: „Ja, ich bin es, mein alter Freund; komme an mein Herz, es sehnt sich nach einer redlichen Seele . . . — Laß' uns in's Schloß gehen, denn ich kann dem Verlangen nicht widerstehen, das geliebte Vaterhauß zu betreten. — „Ach, gnädiger Herr, entgegnete Robert, Sie werden Alles verändert finden. Kaum dürften Sie sich wieder erkennen." An der Hand des ehrlichen Alten trat der Graf in den großen Saal des Schloßes, in welchem sich kein einziges Meubel mehr befand. Die schön gemalte Decke war theils verdorben, theils mit Spinnegewebe überzogen; der einst so elegante Fußboden war ganz mit Schmutze bedeckt. Einige Familienbilder

hingen noch an der Wand, jedoch befanden sie sich in einem Zustande, der die wenige Achtung deutlich aussprach, welche man für die ehemaligen Besitzer des Hauses hatte. Die Orden waren zum Beispiele aus sämmtlichen Bildern herausgeschnitten. Man muß wohl mitleidig lächeln, wenn man bedenkt, daß diese Verstümmelungen vielleicht von einer Hand herrührten, die einige Jahre später mit Begierde nach einer ähnlichen Auszeichnung grif.

In jedem Zimmer wurden neue schmerzliche Gefühle in der Brust des Grafen rege. Denn überall war die Hand einer rohen Zerstörung sichtbar. Tiefe Rührung ergrif ihn, als er in das Gemach seines Vaters trat; lebhaft stand das Bild des unglücklichen, edlen Greises vor seiner Seele. Er gelangte nun in ein anderes Zimmer, und sagte höchst ergriffen zu seiner Tochter: „hier, meine Liebe, war es, wo ich dich zum Erstenmale an's Herz drückte; hier stiegen die ersten Wünsche für dein Wohl von den Lippen des glücklichen Vaters zum Himmel empor.

Nachdem der Graf mit seiner Familie noch mehrere Gemächer des öden Schloßes durchwandert hatte, ließ er sich vom alten, treuen Robert

in dessen Hütte führen, welche am Ende des Schloßgartens gelegen war. Der ehrliche Greis bewirthete seine Gäste mit frischer Butter und mit Käse, und machte ihnen unter bittern Thränen eine Beschreibung von den Gräueln, welche die Barbaren sich in seinem Schloße erlaubt, und wie sie endlich in blinder Wuth den ehrwürdigen alten Grafen unter Mißhandlungen in's Gefängniß und zum Tode geschleppt hätten. „Ich habe unsäglich gelitten, setzte der Alte hinzu; aber Alles ist vergessen, da ich Sie, meine verehrte Herrschaft, wieder sehe. Ich beschwöre Sie, den treuen Robert nicht von sich zu lassen. Ich werde Ihnen überall hinfolgen; ich will meinen Eifer in ihrem Dienste verdoppeln. Als Herr Alibert, der Ihrer Familie so manche Wohlthat zu verdanken hat, die Güter an sich gebracht, bat ich ihn, trotz meines Abscheu's vor seiner Undankbarkeit, mich auf meinem Plätzchen zu lassen, weil mir dasselbe durch das Andenken an meine tugendhafte Herrschaft lieb und theuer geworden war; er erfüllte auch meinen Wunsch, und bestätigte mich in meinem Amte als Aufseher des Schloßes. Ich ertrug die Schande in seinem Dienste zu stehen um so eher, da ich ihn während

der ganzen Zeit, die er mein Herr ist, nicht sehe, weil er nie auf seine Besitzung kommt. Freudig gebe ich nun meine Stelle auf, um Ihnen zu folgen.

Dem Undankbaren will ich keine Verbindlichkeit schuldig seyn, der sich auf Kosten seiner Wohlthäter bereichert hat — Du wirst hier bleiben, alter Freund, versetzte der Graf; wir werden zusammen hier leben. — Wie, wäre es möglich? — „Alibert hat diese Besitzung nur darum an sich gebracht, um sie mir wieder einzuhändigen.“ — Ungläubig schüttelte der Greis das silbergelockte Haupt. „Ach! rief er, ich habe großen Grund nicht so gut von ihm zu denken. Alibert hat sich ein bedeutendes Vermögen erworben. Er ist unabläßig darauf bedacht, neue Reichthümer zu sammeln, und hat nur Sinn für's Geld. Treue und Dankbarkeit sind Gefühle, die ihm stets fremd geblieben. Wenn er Ihnen übrigens die Besitzung wieder einhändigte, so würde er dadurch nicht einmal ein großes Opfer bringen, da sie ihm nichts gekostet hat. Der Verkauf des Hausraths, der Weine, und besonders der Erlöß aus Ihren Waldungen, die er ziemlich licht stellen ließ, haben ihm bei weitem

mehr abgeworfen, als die Kaufsumme betrug. Endlich hat er während einer Zeit von acht Jahren die Einkünfte aus Ihren Pachtungen bezogen, aus ... — Er gebe mir nur dieses freundliche Asyl wieder heraus, rief der Graf, wo ich sicher seyn werde vor den Stürmen der Welt, und ich will mich glücklich fühlen, und getröstet seyn über die Vergangenheit."

Die kleine Familie setzte nun ihre Reise nach Paris fort, auf welcher sie der treue Robert begleitete. Am Morgen nach seiner Ankunft in der Hauptstadt eilte der Graf in die Wohnung Alibert's. Er ließ sich melden, und erhielt zur Antwort, daß Herr Alibert sehr mit Geschäften überhäuft sey, und daß er ihn daher bitten lasse, einige Augenblicke im Vorzimmer zu warten. — „Man sage ihm, daß es der Graf von Valiere ist, sein ehemaliger Herr, welcher ihn zu sprechen wünscht." Ein Bedienter ging sogleich in's Cabinet seines Gebieters, um dieß zu hinterbringen, und kehrte bald mit dem Bescheid zurück: daß Herr Alibert höchst dringende Geschäfte habe, und den Grafen erst am folgenden Tage würde sprechen können. — Die Unverschämtheit des Emporkömmlings setzte den Grafen in Erstaunen,

er vermochte sich in diese Veränderung der Szene kaum zu finden. Höchst aufgebracht verließ er die Wohnung des Unwürdigen. Seine Hoffnungen waren gewaltig gesunken, und er konnte sich nun nicht mehr verhehlen, daß bedeutende, seine Kräfte vielleicht übersteigende Opfer von ihm geheischt werden dürften, ehe ihm vergönnt seyn würde, in den Besitz seines rechtmäßigen Eigenthums zurückzukehren. — „Was soll, rief er, aus meiner unglücklichen Familie werden?! Bin ich darum in's Vaterland zurück geeilt, um Weib und Kind unter den Augen meiner Landsleute dem äußersten Elende Preis gegeben zu sehen? Die Hoffnung führte mich in dasselbe zurück; mein Herz zitterte vor Freude, als ich meinen theuren Geburtsort wieder erblickte; und nun muß ich mich grausam getäuscht sehen, da ich schon am Ziele meiner Wünsche zu seyn glaubte. Was soll ich thun; Zuflucht bei meinen Verwandten, bei meinen Freunden suchen? Sie sind todt, oder selbst verarmt.“

Er kehrte zu den Seinigen zurück. Seine schwermüthig-finstere Miene ließ Gattin und Tochter das Schlimmste befürchten; sie fragten ihn nicht, wie sein Besuch ausgefallen sey, denn

sie lasen es ja deutlich genug auf seiner Stirne. Nach einer schmerzhaften Pause endlich, rief der Unglückliche aus: „Wir sind verloren. Alibert ist ein abscheulicher Mensch. Ich habe nichts mehr zu hoffen, als den Tod. — Wie, beßter Vater, versetzte Pauline, sich an ihn schmiegend, haben Sie Ihre Tochter denn ganz vergessen? — Will meine Pauline ihren Vater durch diese Frage kränken? Dieß ist es ja eben, was mich zu Boden drückt, daß meine Lieben mit in mein Unglück verflochten sind. Stünde ich allein in der Welt, ich hätte Muth es zu tragen. Aber Euch dem Elende Preis gegeben zu sehen, dieß zerreißt mir das Herz. — Du denkst klein von uns, mein Freund, versetzte die Gattin; traust du uns den Muth nicht zu, unverdientes Unglück mit Standhaftigkeit zu ertragen? Lasse uns immerhin arm seyn, wir können arbeiten; wir für dich, du für uns. Unglücklich werden wir dennoch nicht seyn, denn wir lieben, und das Bewußtseyn ein besseres Schicksal verdient zu haben, wird uns aufrecht erhalten. Es giebt eine innere Zufriedenheit, die über äußeres Glück weit erhaben ist, und diese muß uns zu Theile werden. Seelenfriede und Gewissensruhe, die der Prasser, der

von geraubtem Gute schwelgt, nicht kennt, werden in unserm Innern wohnen, und uns Kraft verleihen, die Stürme von Aussen zu bestehen. Treffliche Frau, rief der Graf, ich bewundere dich. Ja, diese Gesinnungen sind es, die über das Unglück erheben. Ich fühle mich wunderbar gestärkt durch die Kraft deines edlen Geistes. Wir wollen diese Stadt verlassen, denn Falschheit und Tücke bewohnen sie; in der Abgeschiedenheit lasse uns leben, damit der Gifthauch des abscheulichen Geschlechtes uns nicht berühre. — Du hast einen schlechten Menschen kennen lernen, entgegnete die Gräfin, alle sind es nicht, und ich freue mich herzlich dir den Beweis davon geben zu können. Lies diesen Brief, er ist von einem wackern Landmanne, welcher vormals Pächter eines kleinen Meierhofes war, der deiner Familie zugehörte.

Der Graf nahm und las den Brief. Er enthielt folgendes:

„Ich weiß nicht, ob sich der Herr Graf Ihres vormaligen Pächters, Richard Belmont „noch erinnern? Er ist es, der sich die Freiheit „nimmt, diese Zeilen an seinen lieben gnädigen „Herrn zu richten.

„Als Ihre Güter verkauft wurden, weinte „ich vor Kummer, weil ich sie nicht alle an mich „bringen konnte, um sie dem rechtmäßigen Ei„genthümer, versteht sich, einst wieder zurück„geben zu können. Was in meinen Kräften „stand, habe ich indessen gethan. Ich habe den „kleinen Meierhof gekauft, den ich in Pacht hat„te; er hat mich nicht ganz 100 Thaler gekostet: „also ungefehr das Pachtgeld von einem Jahre. „Für diese Summe bin ich bereit ihn an Hoch„dieselben abzutreten, vermeynend Sie würden „diese Forderung nicht unbillig finden. Ich bin „Ihnen dagegen das Pachtgeld von sieben Jahren her „schuldig, welches die Summe von zweitausend, „zweyhundert Livres beträgt, und bitte Sie mir „einen Bankier zu nennen, an welchen ich als„dann das Geld sogleich anweisen will. Somit „denke ich werden wir quitt seyn. Ich bin, „Herr Graf, Ihr getreuer und gehorsamer „Diener,

Richard Belmont.

Braver Richard, rief der Graf, du bist ein edler, seltener Mensch. Du erinnerst dich groß- müthig deines Herrn, da er in der Noth ist, der deiner kaum mehr gedachte, dessen Blick im

Glücke nie auf dich gefallen war; und Alibert, welcher mir und meiner Familie unzählige Verbindlichkeiten schuldig ist, stößt mich grausam von sich. Ich Thor, der an der Menschheit zweifelte, weil mich Einer betrogen hat, da stehe ich beschämt. Wohl mir, es giebt noch Tugend. Aber im Pallaste sollte ich sie nicht finden, aus der niedern Hütte vernehme ich ihre Stimme. — Darum lasse uns auch unter dem Strohdache leben, versetzte die Gräfin. Vergessen sey der ehrgeitzige Traum unsrer Jugend; eine heitere Zukunft lächelt uns, säumen wir daher nicht in ihre Arme zu eilen. Höre, theurer Freund, den Plan, den ich entworfen: Wir wollen die kleine Meierei bewohnen, welche die Großmuth des redlichen Richard Belmont uns zurückgiebt. Mit der kleinen Summe Geldes, die wir besitzen, und mit derjenigen, die uns der gute Richard zustellen will, werden wir uns nach allen Theilen höchst bequem für die neue Lebensweise einrichten können. Wir wollen die Erde bebauen, sie wird uns dankbar Fleiß und Mühe vergelten.

Etwas beruhigt schien der Graf. Pauline lächelte. „Welch ein Vergnügen, sprach sie, ich

werde für meine lieben Eltern arbeiten. Mit dem Aufgange der Sonne wird mein Tagewerk beginnen, und nicht eher will ich mein Haupt niederlegen, als bis es vollendet ist. — Armes Kind! seufzte der Graf, wie verschieden ist das Loos, das deiner wartet, gegen dasjenige, auf welches du nach deiner Geburt Anspruch zu machen hattest. — Darüber, mein lieber Vater, weiß ich mich sehr leicht zu trösten. Ich wurde gebohren um das Schicksal meiner Eltern zu theilen, denke ich; und Ihrer Liebe will ich mich würdig zu machen suchen, in jedem Verhältniße des Lebens.

Der alte, treue Robert, gegenwärtig bei dieser Unterredung, vergoß Thränen über die Resignation der edlen Familie. Er näherte sich dem Grafen. „Und den alten Robert, sprach er, haben Sie ganz vergessen? Glauben Sie denn nicht, daß er Ihnen noch nützlich seyn könnte? — Das wohl, lieber Freund, versetzte der Graf, aber wir vermögen dir kein Loos anzubieten, welches . . . — Ey, unterbrach ihn der Alte, Sie werden doch einen kleinen Garten haben, den will ich bebauen; o ich kann noch arbeiten. Das Vergnügen in Ihrer Nähe zu leben, wird mir

die Kraft und die Thätigkeit eines Jünglings verleihen. — Nein, guter Robert, entgegnete der Graf, indem er ihm freundlich die Hand drückte, ich darf deine Anhänglichkeit nicht mißbrauchen. Ich kann deine Dienste nicht belohnen, ausser mit meiner Freundschaft .... — Ach lieber Herr, rief Robert, ich verlange ja sonst keine Belohnung; schenken Sie mir Ihre Freundschaft, sie ist mir werther als alles Gold der Erde.

Der Graf hatte manchen ehrgeitzigen Wunsch, der bei der Rückkehr in's Vaterland in seinem Busen erwacht war, für den Augenblick unterdrückt, und sah seinem Schicksale mit ziemlicher Gelassenheit entgegen.

In einigen Tagen verließ die Familie Paris, nachdem sie zuvor mehrere unentbehrliche Dinge für die neue Einrichtung sich angeschaft hatte. Sie langte auf dem Pachtgute des ehrlichen Richard an. Dieser war hocherfreut über die unerwartete Ankunft der Herrschaft, vermochte aber doch sein Erstaunen nicht zu unterdrücken, über den Wechsel der Dinge, und daß diejenigen Personen, welche er zuvor in Reichthum und Ansehen gekannt, nun eine Freistätte suchten in seiner niedern Hütte.

Die Nachricht von der Ankunft des Grafen mit seiner Familie machte großes Aufsehen in der Nachbarschaft. Seine ehemaligen Pächter, die ihm größtentheils treu geblieben waren, versammelten sich um ihn, und gaben ihm rührende Beweise von Liebe und Anhänglichkeit. Einer aus ihrer Mitte nahm das Wort, und sagte: „Ach lieber Herr, wie oft haben wir Sie zurückgewünscht; Sie behandelten uns wie Kinder, aber wir liebten Sie auch wie einen Vater. Als der Hagel unsre Erndte zu Grunde gerichtet hatte, öffneten Sie ihre Vorraths-Kammern, um uns in der Noth zu unterstützen. — Erinnern Sie sich wohl, Frau Gräfin, sprach ein anderer, der schweren Krankheit, die mich vor nunmehr zwölf Jahren heimgesucht — der Tod saß mir schon auf der Zunge. Mein Weib und meine armen Kinder standen trostlos um mein Lager. Ohne Ihre Hülfe, wäre ich unfehlbar gestorben; meinen armen Kindern haben Sie ihre Stütze erhalten. — Nie werde ich, rief ein Dritter, des Tages vergessen, an welchem mein ganzes Haus-Geräthe verkauft werden sollte, wegen einer Schuld, die ich ausser Stande war, zu bezahlen. Wäre die gnädige Gräfin nicht in's Mittel getre-

ten, so hätte man mich in's Gefängniß geschleppt; ich würde vor Kummer gestorben seyn, die Meinigen wären unter der Last des Elendes erlegen. Ich danke Ihnen mein Leben, und was noch mehr ist, die Erhaltung meines guten Namens. Ach Gott! wie schmerzhaft haben wir Ihren Verlust empfunden, denn unser neuer Herr behandelt uns hart und unmenschlich. Er hat unser Pachtgeld verdoppelt. Auf Mißwachs, oder anderes unverschuldetes Unglück, das über unsere Fluren kommt, nimmt er keine Rücksicht, wir müßen stets bezahlen. — Genug, lieben Freunde, sprach mit inniger Rührung der Graf. Was ich für Euch gethan, war meine Pflicht. Daß ich nichts mehr thun kann, kränkt mich tief; und darum bitte ich Euch, sprecht nicht mehr von dem Vergangenen. Glaubt es mir, es gehört nicht zu den kleinsten meiner Leiden, daß ich Euch nicht mehr nützlich seyn kann. — „Ein guter, trefflicher Herr, riefen Alle. Was wir besitzen, ist sein Eigenthum. Ein alter Bauer trat jetzt hervor und sprach: Lieber Herr, erfüllen Sie unsre Bitte; hier sind 2000 Franken, die wir zusammengelegt haben, diese kleine Summe ist vielleicht... — Nicht also, meine Kinder, rief der Graf mit Thränen

im Auge, Ihr sollt Euch um meinetwillen nicht berauben. Ihr könnt das Geld nicht entbehren. Ich habe für's erste so viel ich bedarf. Alles um was ich Euch bitte, ist: mir mit Eurem Rath an die Hand zu gehen. Ich bin nun Landmann, Bebauer meines Feldes, wie Ihr. Im Anfange dürfte ich mich zu diesem neuen Geschäfte wohl etwas ungelenk anschicken, und daher bedarf ich Eures Unterrichts, den Ihr mir, ich weiß es, gerne ertheilen werdet.

Die guten Landleute gingen in ihre Wohnungen zurück, halb unzufrieden, daß der Graf ihre Bitte abgelehnt hatte.

Der wackere Richard übergab seine Hütte nun den Ankömmlingen, welche sich in derselben nach ihren Bedürfnißen einrichteten. Eine kleine Heerde wurde gekauft, und zwey Pferde, tüchtig für ihre Bestimmung, zierten den Stall des angehenden Landmanns. Pauline übernahm die Besorgung des Geflügels, die Gräfin leitete die Wirthschaft im Innern, und der Graf richtete seine Aufmerksamkeit auf das Aeußere derselben, wie es ihm als Hausvater zukam. Der alte Robert besorgte gewissenhaft und geschäftig den Garten. Ein Geist der Ordnung beseelte das

Ganze. Die äußerste Reinlichkeit herrschte im Innern des Häuschens, welche einer Hütte, selbst in den Augen des verwöhnten Städters, einen unwiderstehlichen Reitz zu geben vermag. Einigkeit, und ein herzlicher Sinn der Liebe wohnten unter dem niedern Dache. Der Graf bewunderte seine Gattin, welche die Vergangenheit gänzlich vergessen zu haben schien, und sich mit ungewöhnlicher Gewandtheit, und seltenem Geschick in ihre neue Lage zu finden wußte, als habe sie nie eine andere gekannt. Diese großherzige Frau blieb sich immer gleich in Freude und Leid. Jung und Alt verehrte und liebte sie. Wie sie einst in Reichthum und Ansehen, den Frauen ihres Standes zum Muster gedient, so war sie nun das Ziel der Nachahmung für die Dorfbewohnerinnen.

Die edle Tochter wetteiferte mit der trefflichen Mutter in Erfüllung ihrer neuen Pflichten. Es gewährte einen erfreulichen Anblick, das lieblich zarte Mädchen mit einem Milchtopfe gehen, oder ein Körbchen mit frisch gepflücktem Obste dem ermüdeten, vom Felde heimgekehrten Vater darbringen zu sehen. Pauline zählte 16 Jahre. Frohsinn glänzte aus ihrem schönen Auge, wohn-

te auf der jugendlich vollen Wange. Ihr Herz war vollkommen rein, und ihr natürlich guter Verstand hatte eine sorgfältige Bildung erhalten. Dabey war sie schlicht und einfach geblieben, wie die heitere Natur, die sie umgab. Holde Kindlichkeit, über ihr ganzes Wesen ausgegossen, gab ihm einen unaussprechlichen Reitz. Im Gefühle des Wohlbehagens sprach sie öfters zu ihrem Vater: „nun habe ich es nicht gesagt, wir würden noch glücklich werden? Was mich an elangt, mir bleibt nichts zu wünschen übrig, als daß du mein guter Vater fröhlicher seyn möchtest. Dein Trübsinn allein, erinnert mich zuweilen, daß noch etwas zu unserm Glücke fehlen müße. Vergiß doch die Vergangenheit, und lebe ganz der Gegenwart; deine Pauline bittet dich darum.“ Der Vater versprach es der geliebten Tochter stets, aber er vermochte doch nie ganz Wort zu halten.

Das gute Mädchen bot alle Kräfte auf, die Einsamkeit ihrer Eltern zu erheitern, ihren Wohnort zu verschönern. So erhielt durch ihre Vorsorge das Innere der Hütte nach und nach das Ansehen der Eleganz. Mit Tapeten von wenigem Werthe, aber von gefälligen Farben wurden die alten Mauern bekleidet, auch einige artige

Landschaften, von Pauline selbst gezeichnet, zierten die Wand, und trugen dazu bei, den freundlichen Eindruck des Ganzen zu vermehren. Sie besaß einen artigen Blumengarten, welchen der alte Robert angelegt hatte, und dessen sie fleißig wartete. Jede Blume begoß sie selbst mit ihren schönen Händen. „Dem guten Vater möge sie lieblich duften, sprach sie dabey, denn ihm pflegte sie an jedem Morgen die schönsten Blumen aus dem kleinen Garten zu überbringen. Mit Hülfe Roberts legte sie eine Laube an unter einem alten ehrwürdigen Apfelbaume. „O daß ihre Zweige schon verwachsen wären, sagte das gute Mädchen, damit der edle Vater ruhen könnte in ihrem Schatten.“ — In der Folge wurde auch die Laube der Ort, wo die kleine Familie im Sommer das Frühstück einzunehmen pflegte; manches herzliche Wort ward hier gewechselt, und stets trennte man sich gegenseitig gestärkt, und erwärmt für die freudige Erfüllung des Tagewerks. Die langen Winterabende verflossen unter traulichen Mittheilungen im heitern, warmen Stübchen. Wenn der Faden des Gespräches abriß, so wurde gelesen. Der Graf hatte sich die Schriften Rousseau's, Marmontel's, und einige

von Voltaire, aus der Hauptstadt kommen lassen. Die Gräfin las mit Gefühl und Empfindung vor; der Graf versäumte nicht, manches erklärende, auch wohl scharfsinnige Wort zur bessern Verständigung des Gelesenen hinzuzufügen. Pauline hörte aufmerksam zu, sie fand reiche Nahrung für Kopf und Herz in jenen interessanten Schriften, und in den treffenden Bemerkungen des unterrichteten Vaters.

Zwischen Arbeiten und geistreichen Erholungen war das Leben der kleinen Familie getheilt, man hätte es glücklich nennen können, wenn es dem Grafen gelungen wäre, die Erinnerung an die Vergangenheit für immer aus seinem Gedächtniße zu verbannen. Doch er vermochte dieß nicht, und verkümmerte sich dadurch nicht selten den Genuß der heitern Gegenwart. Fern von seinem Vaterlande wäre es ihm vielleicht eher geglückt, aber auf französischem Boden angelangt, war auch sein Ehrgeitz wieder erwacht, und es gelang ihm nicht seine Stimme zu unterdrücken, so viele Mühe er sich auch geben mochte.

Es war an einem Sommertage, als gegen Abend ein Gewitter ausbrach, welches unsere Familie nöthigte in der Hütte zu verbleiben. Neune

hatte die Glocke geschlagen, man saß eben bei dem frugalen Abendbrode; ein heftiges Pochen an der Thür ließ sich vernehmen, der Hausvater stand auf, trat an's Fenster und fragte: „Wer ist da"? — Oeffnet, erwiederte eine Stimme, öffnet, guter Richard. — Wer seyd Ihr? — Reisende; ermüdet, durchnäßt. — Oeffnet nur; Ihr werdet uns wohl erkennen, wenn Ihr uns seht." Der Graf erfüllte den Wunsch. Ein junger Mann, gut gekleidet, trat in die Hütte; ihm folgte ein Diener, welcher zwey Reitpferde am Eingange festgebunden hatte. Der Fremde glaubte Richarden zu finden, und war erstaunt, als er sahe, daß er sich geirrt habe. Er zog den vom Regen triefenden Hut sogleich ab, und verbeugte sich mit vielem Anstande gegen die Gräfin und ihre Tochter, wegen seiner Unbescheidenheit um Verzeihung bittend. Alsdann wandte er sich zum Grafen mit den Worten: „Ich wähnte in die Hütte von Richard Belmont zu treten, in ihr wollte ich Schutz suchen vor dem abscheulichen Wetter, und den ehrlichen Mann um die Erlaubniß bitten einige Augenblicke unter seinem Dache ausruhen zu dürfen. Wollen Sie mir wohl meinen Irrthum vergeben, und mir eine gastfreund-

liche Aufnahme gewähren?" Der Graf, den das Unglück argwöhnisch gemacht hatte, bedachte sich einige Augenblicke; das offene, edle Betragen des jungen Mannes flößte ihm indessen Vertrauen ein, und er gab seinem Wunsche nach. Er bat ihn sofort an seinem Tische Platz zu nehmen, und die einfache Kost sich gefallen zu lassen. Der Fremde nahm die Einladung mit großem Vergnügen an. Der artige, feine Weltton der Familie setzte ihn in Erstaunen. Hätte ihn die Umgebung nicht daran erinnert, daß er auf dem Lande sich befinde, er würde geglaubt haben in einem der ersten Zirkel von Paris zu seyn. Mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtete er die holde Pauline, welche die Augen verschämt niederschlug, so oft sie seinen Blicken begegnete. Die erste Verlegenheit, welche sich wohl in die Unterhaltung bei einander unbekannten Personen einzumischen pflegt, war bald verschwunden, und hatte einer herzlichen Freimüthigkeit Platz gemacht. Der Graf nannte seinen Namen, sprach von den Unglücksfällen, die ihm zugestoßen, und ihn genöthigt hatten Zuflucht in einer Hütte zu suchen, welche durch die Treue des redlichen Richard ihrem Eigenthümer erhalten ward. — „Wie! rief der

junge Mann, der Graf von Valiere ist es, bei dem ich mich befinde. Sie, Herr Graf genöthigt unter einem Strohdache zu leben, während ein Wucherer im Besitze des Schloßes Ihrer Väter ist!.... Gewiß niemand nimmt innigern Antheil an Ihrem Unglücke, als ich. Wie oft hat mein Vater von Ihnen und Ihrer Familie gesprochen. — Ich war also von Ihrem Herrn Vater gekannt? — — Er schmeichelte sich mit Ihrer Freundschaft. Mein Name ist Louis von Orlanges; meine Besitzung nur eine halbe Meile von hier entfernt.... — Der würdige Orlanges ihr Vater, versetzte der Graf; ja wohl beehrte mich der brave Mann mit seiner Freundschaft. Als ich durch die unselige Revolution aus meinem Vaterlande vertrieben ward, sind Sie wohl noch ein Kind gewesen? — Ich wurde damals gerade einer öffentlichen Erziehungsanstalt übergeben. — Und was ist dann aus Ihrem edlen Vater geworden? Ich brenne vor Verlangen ihn wieder zu sehen. — Orlanges vermochte nicht zu antworten; eine Thräne trat ihm in's Auge. — Ich verstehe Sie, braver junger Mann, versetzte der Graf, indem er die Hand des guten Sohnes an sein Herz drückte. Ach, welch einen Vater haben

Sie besessen, wie würdig ist er Ihrer Thränen. — Sie werden jetzt milder fließen, da ich so glücklich war, seinen trefflichen Freund zu finden. Möchten Sie den Sohn einst für würdig halten, die Gesinnungen, die Sie für den Vater hatten, auf ihn zu übertragen. . . . . Ich lebe die Hälfte des Jahres auf meiner Besitzung; aber ich werde meinen Aufenthalt verlängern, wenn Sie mir die Erlaubniß geben, Sie zuweilen besuchen zu dürfen. Ein Zufall hat mir mein Besitzthum erhalten; jedoch der Himmel ist Zeuge, daß ich diese Gunst geringer schätze, als diejenige, daß er mir die Bekanntschaft einer Familie gewährt hat, die gleich ehrwürdig wegen ihrer Tugenden, als beklagenswerth wegen unverdienter Unglücksfälle ist. — Sprechen Sie nicht von Unglücksfällen, Herr von Orlanges, versetzte die Gräfin; ich versichere Sie, daß wir in unsrer gegenwärtigen Lage uns sehr glücklich fühlen. O ja wohl, sehr glücklich, bemerkte Pauline, und erröthete in dem nämlichen Augenblicke, da sie gesprochen hatte. Das gute Mädchen warf ihrer Mutter einen schüchternen Blick zu, der zu fragen schien, ob sie etwas ungehöriges gesagt habe. Das Gewitter war inzwischen vorüber gezogen, und der Himmel

hatte sich vollkommen wieder aufgeklärt. Orlanges Diener trat in's Zimmer, und fragte seinen Herrn, ob es ihm nun gefällig sey, aufzusitzen. Dieser vermochte beinahe seinen Unmuth über den unzeitigen Diensteifer nicht zu unterdrücken, erhob sich jedoch vom Stuhle, sagte den freundlichen Bewohnern der Hütte ein herzliches Lebewohl, und bat um die Erlaubniß, sie bald besuchen zu dürfen, welche er erhielt. Nachdem er gegangen, war er noch einige Zeit lang Gegenstand des Gesprächs. „Das Betragen des jungen Mannes zeugt von einer sehr guten Erziehung," sagte der Graf, die Gräfin pflichtete ihm vollkommen bei, und Pauline machte auf die Thränen aufmerksam, die sein Auge füllten, als von seinem Vater die Rede war. „Ganz recht, meine liebe Tochter, versetzte der Graf, sie erregten meine volle Theilnahme an dem jungen Manne; denn sie sind ein Beweis seines guten Herzens. — Er hat versprochen uns mannichmal zu besuchen, setzte Pauline sehr naiv hinzu, und ich bin darüber gar nicht böse. Seine Unterhaltung schien meinen lieben Vater zu interessiren. Er wird zu seiner Zerstreuung beitragen, und es ist heilsam, daß dieß geschehe. — Was dir Freude

macht, mein liebes Kind, ist's gerade was mir Kummer verursacht. — Warum? — Wenn er zu uns kommt, so kann ich nicht umhin, ihm einen Gegenbesuch zu machen. Wie werde ich mich armer Hüttenbewohner in einem prächtigen Schlosse ausnehmen, in der Mitte von reichen und stolzen Weltleuten? Die Armuth, mein Kind, muß sich verbergen in einer Zeit, in welcher nur der Reichthum geachtet wird. — Lieber Vater, du beurtheilst den jungen Mann allzustrenge, er gleicht seinem verdorbenen Zeitalter gewiß nicht. Sein Betragen, seine Worte, sein offenes Gesicht, sprechen es deutlich aus: er sey erhaben über seine Zeit. — Ach, meine gute Tochter, versetzte der Graf, die Menschen sprechen meistens besser, als sie denken, und ein edles Gesicht ist nicht immer der Spiegel einer edlen Seele. — Pauline erwiederte nichts, sie beklagte aber im Innern ihren Vater, welchen Erfahrung so unfreundlich von den Menschen denken gelehrt. O, sprach sie zu sich: es ist doch recht traurig, daß es auch böse Menschen giebt auf dieser schönen Welt. Sie ging in ihre Kammer, und dachte die ganze Nacht hindurch an die freundliche Erscheinung des jungen Mannes, den sie für einen guten

Menschen hielt, weil sie der Stimme ihres Herzens fest vertraute.

Auf Orlanges machte das unvermuthete Zusammentreffen mit dieser liebenswürdigen Familie gleichfalls einen tiefen Eindruck. Pauline hatte sich in ihrem Urtheile über ihn nicht getäuscht. Er war, was er schien: ein edler Mensch. Die unglückliche Lage des Grafen flößte ihm inniges Mitleid ein, und veranlaßte ihn zu mancher Betrachtung ernster Art. „Mit welchem Gleichmuthe erträgt der Mann sein Schicksal, sagte er zu sich. Wer sich auf diese Weise in einer widrigen Lage zu benehmen weiß, der nimmt wahrlich unsre ganze Bewunderung in Anspruch. Seine Gemahlin, wie würdig steht sie ihm zur Seite, und der kindlich fromme Sinn der holden Pauline wie erhebend muß er auf die trefflichen Gatten wirken. Nie werde ich die Worte des herrlichen Mädchens vergessen: „o ja wohl, wir sind sehr glücklich.“ Ihr Herz sprach sich deutlich aus in dieser Aeusserung, welches keine andre Glückseligkeit kennt als zu lieben, und geliebt zu werden.“ Er verbarg sich den Eindruck nicht, den das liebenswürdige Wesen auf ihn hervorgebracht. Es war ein neues Ge=

fühl, welches sein Herz überraschte, denn keine der überbildeten Modedamen der Hauptstadt hatte jemals vermocht auch nur den mindesten Eindruck auf dasselbe zu machen. Er stellte sich die Glückseligkeit in ihrem ganzen Umfange vor, von Paulinen geliebt zu seyn, und überließ sich den süßesten Träumereyen seiner aufgeregten Einbildungskraft.

Indessen hatte er sich zum Grundsatze gemacht, keine Frau ohne Vermögen zu heirathen. „Ich will nicht, so sprach er, daß der Eigennutz ein Band knüpfe, von welchem das Glück des Lebens abhängt. Man hält mich für reich; fiele meine Wahl auf ein armes Mädchen, wer bürgt mir dafür, daß ich nicht bloß dem Gelde meine Frau zu verdanken hätte; und das mag ich durchaus nicht. Meinen persönlichen Vorzügen will ich die Gattin schuldig seyn. Nur wenn ein reiches Mädchen mir die Hand reicht, kann ich glauben, daß es nicht um meines Geldes willen geschehe.

Orlanges war fest entschlossen nie von diesen Grundsätzen bei der Wahl einer Gattin abzuweichen, doch nur so lange, bis er Paulinen kennen gelernt. Der Eindruck, den das liebliche

Mädchen auf ihn hervorgebracht, war so stark, daß er sie beinahe erschüttert hätte. In Augenblicken, in welchen er sich gewissenhaft von den Gefühlen seines Herzens Rechenschaft ablegte, gab er sogar die Möglichkeit zu, ihnen unter gewißen Voraussetzungen untreu werden zu können.

Pauline konnte und mochte, seitdem sie den jungen Mann gesehen, an nichts anders denken, als an ihn. Aus einer gewißen Scheu, von welcher sie sich den Grund jedoch nicht anzugeben wußte, hütete sie sich seinen Namen vor ihren Eltern auszusprechen. Oefters, wenn sie ihn schon auf den Lippen hatte, hielt sie erröthend inne, weil sie fürchtete, daß ihre Gefühle bei Nennung des geliebten Namens laut werden möchten. Sehnlichst wünschte sie ihn wieder zu sehen. „Heute vielleicht kommt er," sprach sie an jedem Tage zu sich. Auf ihren Anzug verwendete sie mehr Aufmerksamkeit als zuvor, und über die Reinlichkeit im Innern der Hütte wachte sie mit gedoppelter Sorgfalt.

Mit großer Mühe hatte Orlanges zwei Tage lang den Wunsch unterdrückt, die guten Menschen unter dem Strohdache zu sehen; der dritte end-

sich ward zu einem Besuche bestimmt. Nicht ohne Zaghaftigkeit näherte er sich der Hütte, denn er dachte seine schnelle Rückkehr möchte den Bewohnern auffallen. Er hatte sich zu Fuße auf den Weg gemacht. Allein, von keinem Diener begleitet, wandelte er den einsamen Pfad. „Sie sind unglücklich, sprach er zu sich, und das Unglück liebt keine Zeugen.“ Als er an dem kleinen Garten angelangt war, welcher das Häuschen umgab, vernahm er Klagetöne, die aus der Laube zu kommen schienen. Er schlich sich längs der dichten Hecke hin, welche ihn dem Auge entzog. Eine kleine Oefnung in der Hecke verstattete ihm in die Laube zu sehen, er erblickte den Grafen, der höchst betrübt neben seiner Gattin saß. „Beruhige dich, mein Freund, sagte diese; fasse Muth, vertraue auf Gott, Er hat uns noch nie verlassen. — Was ist es denn, theurer Vater, das dich so betrübt? fragte ihn mit dem Ausdrucke der höchsten Zärtlichkeit, die vor ihm stehende Tochter. — Sie erhielt keine Antwort. — Wir sterben vor Bekümmerniß, setzte sie hinzu. Theile uns doch den Innhalt des Briefes mit. Wir sind verloren, erwiederte der Graf, unwiederbringlich verloren. Man verfolgt uns bis in die niedere

Hütte. Der habsüchtige Alibert will uns das Brod nicht im Schweiße unsers Angesichts gewinnen lassen. Mein seliger Vater ward noch vor dem Ausbruche der Revolution durch Umstände gezwungen eine Summe Geldes zu borgen. Die Rückzahlung würde mir in meinen alten Verhältnißen durchaus nicht schwer gefallen seyn; aber in diesem Augenblicke bringt sie mich beinahe an den Bettelstab. Alibert befürchtet wahrscheinlich, daß ich durch irgend einen Zufall wieder in den Besitz meiner Güter kommen möchte, und will mir auch vollends das Bret entreissen, auf welchem ich mich aus dem Schiffbruche rettete. Seine Absicht ist nur zu klar, sie geht dahin mich so weit als möglich von dem Erbe meiner Väter zu entfernen. Der Bösewicht hat die Schuld an sich gebracht, und schreibt mir folgendes: „Von einem Gläubiger Ihres Herrn Vaters habe „ich einen Wechsel von 4000 Franken übernommen. Mir sind Sie nunmehr diese Summe „schuldig. Ich muß Sie benachrichtigen, daß, „wenn Sie innerhalb 14 Tagen die Schuld nicht „getilgt haben, ich mich genöthigt sehen werde, „Ihre Besitzungen dafür in Beschlag zu nehmen. „Suchen Sie demnach diese Angelegenheit in's

„Reine zu bringen, damit ich nicht in den un„angenehmen Fall komme, Maßregeln gegen Sie „ergreifen zu müßen, die mit meinen Gesinnun„gen so sehr im Widerspruche stehen. Ich bin Ihr „gehorsamer Diener

Alibert.“

So sehe ich mich dann mit Weib und Kind dem äußersten Elende preis gegeben, rief der Arme im Tone der Verzweiflung. Was bleibt mir übrig, als Almosen zu betteln; mich zu demüthigen vor den Menschen; ach Gott! ich werde unter dieser Schmach erliegen. Ich ermangle des Muthes jemanden um eine Wohlthat anzusprechen; ich bin zu stolz, selbst im Elende, ein Geschenk anzunehmen. Zum Erstenmale in meinem Leben fühle ich mich unglücklich, daß ich Gatte und Vater bin. — Mein Freund, sagte die Gräfin mit vieler Fassung und Würde: ich habe diesen neuen Schlag des Schicksals nicht erwartet, er beugt mich tief, aber ich fühle noch Kraft in mir, und bitte den starken Mann, sich nicht beschämen zu lassen von dem schwachen Weibe. Ist denn schon Alles verloren, bleibt uns keine Hoffnung mehr? Arbeitsamkeit, Liebe und Geduld werden unsre Gefährtinnen seyn wie bisher,

und glaube mir, sie verlassen uns nicht wie falsche Freunde in der Noth. Ueberlassen wir daher unserm Verfolger diese kleine Besitzung. Mit dem wenigen, was uns übrig bleibt, lasse uns zurückkehren in das gastfreundliche Deutschland, da es uns nicht vergönnt ist die Luft unsers Vaterlandes einzuathmen. Die Hoffnung rief uns in dasselbe zurück, das Unglück nöthigt uns, es zum zweitenmale zu fliehen. — Ich sticke und zeichne nicht übel, sagte Pauline; meine geliebten Eltern sollen nicht darben. — — Sind wir nicht reich, fragte die Gräfin ihren Gatten, da wir eine solche Tochter besitzen?

Mehrere male war Orlanges im Begriff das Gespräch zu unterbrechen, und Alles, was er besaß, den edlen unglücklichen Menschen anzubieten. Aber immer wurde er von der Furcht zurückgehalten sie durch sein Anerbieten zu kränken, und abgewiesen zu werden. Denn die Worte des Grafen: „ich bin zu stolz, ein Geschenk anzunehmen", schlugen seinen Muth zu Böden.

Der Graf wandte sich jetzt zu dem alten Robert, der bisher ein stummer Zeuge dieser Szene gewesen war. „Mein alter, treuer Freund, redete er ihn an, du mußt morgen mit dem frühe-

sten nach Nancy aufbrechen, du wirst meine beiden Pferde mit dir nehmen, und sie daselbst zum Verkaufe ausbieten. Auch will ich meine kleine Heerde und das Haus-Geräthe in Geld zu verwandeln suchen, denn wir verlassen ein Land, welches ich zwar stets lieben muß, auf dessen schönem Boden aber die Blume: Glückseligkeit, mir nie mehr blühen wird.

Nachdem der Graf diesen Befehl gegeben hatte, entfernte er sich, und ging in die Hütte zurück. Frau und Tochter folgten ihm. Sie boten die ganze Beredsamkeit der Liebe auf, ihn zu beruhigen, und versuchten es durch den erhebenden Trost der Religion lindernden Balsam in sein wundes Herz zu träufeln.

Am andern Morgen, mit dem früheſten, brach der alte Robert mit den Pferden auf, wie es ihm befohlen ward. In sich gekehrt und tiefsinnig verfolgte er seinen Weg. Er dachte über die Lage seiner armen Herrschaft nach. Er liebte sie um so mehr, je unglücklicher sie war. Treu bei ihr zu verharren, gab er sich das Wort. — Der Graf brachte den ganzen Tag äußerst kummervoll zu. Vergebens war das Streben der Frauen, ihn über dieß neue Unglück zu beruhigen. Nichts

vermag ihn zu trösten. Er beweint nicht so sehr sein eignes, als seiner Lieben Mißgeschick. Der Gedanke sie dem Elende preis gegeben zu sehen, ist ihm um so schrecklicher, weil er sich sagen muß, daß diese edlen Frauen verdient hätten, des höchsten Erdenglückes theilhaftig geworden zu seyn.

Schon neigte die Sonne sich zum Untergange, und immer war der alte Diener noch nicht zurück. Die Ungeduld peinigte den armen Grafen. Endlich vernahm man den Tritt der Pferde. „Mein Gott, rief er, da kommt Robert mit den Pferden zurück. Er fand also keinen Käufer. Wann wird das Unglück müde seyn, mich zu verfolgen?! Langsamen Schritts ging er dem Diener entgegen. Doch wie erstaunte er, als er ihn mit zwei Pferden ankommen sah, die wohl noch einmal so viel werth waren, als diejenigen, welche er nach Nancy gesandt hatte. — Was soll das bedeuten, Robert? fragte er, wozu Pferde? — Und .... — Sie haben ja welche vonnöthen, um Ihre Felder zu bestellen, fiel ihm der Alte in's Wort. Die vorigen taugten wohl nicht viel; ich habe sie indessen gut an Mann gebracht, und diese dafür eingehandelt. Sie sind jünger, und

ungleich kräftiger, als die alten, wie Sie sehen. — Aber mein Gott, du weißt doch .... — Verzeihen Sie mir, ich weiß, daß ich Ihre zwei Pferde verkaufen sollte, und das ist geschehn. Hier bringe ich Ihnen das Geld. — Ist's möglich! — 4000 Franken müssen sich in dieser Börse befinden. — Aber in aller Welt, wie kommst du zu dem Gelde? — Je nun Herr Graf, gestohlen habe ich es nicht. Es ist mir da ein wunderlicher Zufall begegnet: ich hatte mich auf den öffentlichen Platz in Nancy postirt mit den beiden alten Thieren, aus denen ich eben nicht viel zu lösen hoffen durfte. Kommt da mit einem male ein Mann auf mich zu, in Kurierkleidung, der gebrochen französisch spricht, und mir 200 Louisd'or für die Gäule bietet. Ich denke er will nur seinen Spaß mit mir haben, und bitte ihn seiner Wege zu gehen. Sehe ich denn so spaßhaft aus, giebt er mir zur Antwort. Meinem Gebieter, einem russischen Prinzen, der in dringenden Geschäften, nach Paris reisen muß, fielen unter Wegs zwey Pferde, von der Größe und Farbe der Ihrigen, welche er in der größten Schnelligkeit und um jeden Preiß zu ersetzen befahl. Ich habe keine Zeit zu verlieren, und wenn Sie mir die

zwey Pferde nicht für 200 Louisd'or überlassen wollen, so muß ich anderswo welche suchen. Als ich sah, fuhr Robert fort, daß der Mann nicht scherze, nahm ich ihn bei'm Wort. Ich ließ mir das Geld ausbezahlen, übergab ihm die Gäule, und wünschte ihm von ganzem Herzen eine glückliche Reise. Da ich allein war, das liebe Geld in der Hand wiegend, machte ich eine Betrachtung. 4000 Franken ist der Herr Graf schuldig, und hier habe ich 800 darüber. Folglich hat er nicht nöthig seine Meierei in Geld zu verwandeln. Aber um die Felder zu bestellen, muß er wieder Pferde haben, und daher kaufte ich diese. Es sind tüchtige Thiere, bei meiner Ehre, und nicht über sechs Jahre alt.

Gütige Vorsicht, rief der Graf, du sendest mir Rettung gerade in dem Augenblicke, wo ich es wagte an dir zu zweifeln. — Du siehst, mein Freund, versetzte die Gräfin, daß Gott seine Geschöpfe nie verläßt. — Andächtig war die fromme Pauline auf die Knie gesunken, und dankte mit innig gerührtem Herzen dem Ewigen für seine Güte.

Der alte Robert, den die Freude verjüngt hatte, trug das Abendbrod in die Laube, wo es

die kleine Familie dießmal verzehrte. Fröhlichkeit leuchtete aus den Blicken Aller. Der Graf, innigst vergnügt, daß er im Besitze seines Gütchens nun bleiben konnte, vergaß einen Augenblick, was ihm so schwer zu vergessen wurde, daß er noch höhere Ansprüche an das Glück zu machen habe, und gab sich mit frohem Herzen dem Genusse der heitern Gegenwart hin. „Ich fühle mich glücklich, rief er. Die Lebensweise, welche wir zu ergreifen gezwungen worden, fängt nach und nach mir zu gefallen an. Mit einem reinen Gewissen wohnt man auch unter dem Strohdache gut. Ehrwürdig erscheint mir unser Leben sogar, denn es erinnert an das der Patriarchen, wovon uns die Bibel erzählt." Diese Worte erfreuten die Gräfin ungemein. Pauline drückte die Hand des geliebten Vaters an ihr hochklopfendes Herz, und süße Thränen floßen von ihrem schönen Auge auf sie herab. Eine heitere Sommernacht erhöhte die sanft-fröhliche Stimmung der wackern Menschen, und erfüllte ihre empfänglichen Herzen mit neuem Danke, welchen sie dem guten Vater über den Sternen darbrachten.

Den andern Tag gingen sie fröhlicher als jemals an die gewohnte Arbeit, denn sie hatten sich

ja am vergangenen schönen Abende gegenseitig gestärkt für ihren Beruf. Im Laufe des Tages erschien Orlanges ziemlich unerwartet, den Eltern wenigstens. Pauline sah' ihn wohl schon von weitem kommen, jedoch benachrichtigte sie Vater und Mutter nicht von dem Besuche. Als er sich näherte, floh die Schüchterne in die Laube. Hier wurde überlegt was zu thun sey. Eine gewiße Scheu hielt sie zurück in die Hütte zu gehen, und die Unruhe gestattete ihr doch auch nicht, in der Laube zu bleiben. Sie faßte endlich ein Herz, und entschloß sich zu ersterem. Höchst verschämt trat sie in's Stübchen, wodurch sie dem jungen Manne gerade ausserordentlich wohlgefiel. Die Mutter, sagte bei ihrem Eintreten zu ihm: seitdem Sie uns nicht gesehen haben, fehlte nicht viel, daß wir diese kleine Besitzung verlassen hätten. Sie sprach nun von dem Unglücke das sie bedroht, und welches die wunderbarste Fügung des Himmels von ihnen abgewendet habe. Der Antheil des jungen Mannes, den er an dem Schicksale der verehrten Familie nahm, sprach sich deutlich in seinen Zügen aus. — Haben Sie wohl nichts von dem russischen Prinzen gehört, der durch Nancy reis'te? fragte ihn der Graf. —

Durchaus nichts, war die Antwort. Warum aber, setzte er hinzu, überließen Sie dem Zufalle Ihre Rettung? Was wäre ohne diesen Prinzen aus Ihnen, aus Ihrer Familie geworden? Ich zittere für Ihre Zukunft, wenn ich bedenke, daß Sie, statt Hülfe zu suchen bei Ihren Freunden, es dem Zufalle überlassen, ob er Ihnen mitleidig welche senden will. Wie glücklich, würde sich ein Freund, ein Verehrer Ihres Hauses schätzen, wenn Sie seine Hülfe nicht verschmähen wollten, wenn Sie ihm erlaubten zu sagen, daß seine Casse die Ihrige sey... — Nicht weiter, unterbrach ihn der Graf, ich werde niemals Wohlthaten annehmen. — Ist der Ausdruck passend, versetzte Orlanges mit äußerster Bescheidenheit, für das Anerbieten des Verehrers, des Freundes?... — Genug, entgegnete der Graf, ich weiche nicht ab von meinen Grundsätzen. — Orlanges suchte dem Gespräche eine andere Wendung zu geben. Er verbreitete sich über die Revolution, ihre Folgen; sprach von den Hoffnungen, die man hege, wegen einer bessern Ordnung der Dinge. Seine Aeusserungen zeugten von Verstande, sein Urtheil war scharf und richtig. Wenn er bei der ersten Zusammenkunft eine günstige Meinung von seinem

Herzen erregte, so verschafte ihm diese eine höchst vortheilhafte von seinem Kopfe. Der Graf war genöthiget sich zu entfernen, weil er noch einige Geschäfte zu besorgen hatte; die Gräfin gleichfalls, denn die Sorge für die kleine Haushaltung rief sie dringend ab. Sie bedauerte, daß sie dem Vergnügen einer interessanten Unterhaltung entsagen mußte. Pauline folgte ihrer Mutter, und Orlanges kehrte nach Hause zurück mit dem Vorsatze, recht bald wieder das liebliche Mädchen und ihre wackern Eltern zu sehen. Er empfand jetzt die heftigste Neigung für das holde Geschöpf. Alle Plane, die er ehemals entworfen, alle Vorsätze, die er gefaßt, wurden aufgegeben, die Liebe hatte sie alle vernichtet. Wird man sich darüber wundern? Wir glauben kaum. Denn der Kopf muß verstummen, wenn das Herz die Stimme führt. Die kleine Hütte schloß nun seine Wünsche ein. Immer häufiger wurden die Besuche, mit jedem gewann er das Herz der Eltern mehr; und eine höchst willkommene Erscheinung ward er am Ende unter dem niedern Strohdache. Die Alten bedauerten, wenn er etwa an einem Tage nicht erschien, und wünschten recht herzlich, daß er den folgenden nicht ausbleiben möchte.

Einst stattete er seinen gewöhnlichen Besuch bei unsern Landleuten ab, fand aber niemand im Häuschen, und ging daher in den Garten. Hier sah er Paulinen unter ihrer lieben Laube sitzen. Der Vater befand sich auf dem Felde, wo er zu thun hatte, und die Mutter war ausgegangen, eine wackere Pächtersfrau freundnachbarlich zu besuchen. Pauline hatte ihr Tagewerk vollendet, und überließ sich in stillem Entzücken den schönen Gefühlen, welche die erste Liebe in ihrer Brust aufgeregt hatte. Nicht ohne Zagen näherte sich Orlanges der Lieblichen. Noch hatte sie ihn nicht gesehen; jetzt mit einem male fiel ihr Auge auf den Geliebten, und einen Schrey des freudigen Erstaunens preßte sie aus der süß beklommenen Brust. — Wie, Sie sind es, rief sie; ich habe Sie nicht mehr erwartet. — — Ich darf mir wohl nicht schmeicheln, jemals von der schönen Pauline erwartet worden zu seyn? — O ja doch, entgegnete sie schnell; ich wünsche täglich, daß Sie mich . . . . daß Sie uns, wollte ich sagen, besuchen möchten. Ich wünsche es wegen meines Vaters, den Ihre Gegenwart stets erheitert. — Es würde mich herzlich freuen, wenn ich etwas dazu beitragen könnte, daß die Schwermuth

schwände, deren Beute der wackere Mann zu seyn scheint; indessen wo die sanfte Ueberredung einer solchen Tochter nichts auszurichten vermag, darf auch ein Fremder nicht hoffen durchzudringen. Oft habe ich die Edle bewundert, mit welcher Selbstverläugnung sie den guten Vater über sein Unglück zu trösten bemüht war, da sie doch selbst die Schmach eines unverdienten Schicksals tief empfinden muß. — Nicht doch, ich bin mit meiner Lage vollkommen zufrieden. — Ist es möglich, Sie sollten den Verlust eines großen Vermögens nicht bedauern? — Habe ich doch die Vortheile nie gekannt, die es gewährt. — Höchst schmerzhaft bleibt es doch immer auf die Vorrechte einer hohen Geburt Verzicht leisten zu müssen. — Der Zwang, den sie auferlegt, muß nur lästig seyn. — Eine der ersten Familien Frankreichs in solcher Erniedrigung! — Sie liegt wohl nur in der Meynung der Menschen. — Ich bewundere Sie. — Das verdiene ich nicht; denn vielleicht hat ein glänzendes Glück nur darum keinen Reitz für mich, weil ich es nie gekannt habe. Meine Wünsche reichen nicht über diese niedre Hütte hinaus; ich fühle mich glücklich, denn ich liebe, und bin geliebt. . . . — Du bist's, herrliches

Mädchen, rief der Jüngling im Uebermaße des Entzückens aus. — „Was fehlt dann noch zu meinem Glücke" sagte sie mit dem Ausdrucke der innigsten Zärtlichkeit, und setzte hocherröthend hinzu: „da ich von Vater und Mutter geliebt bin."

Orlanges seiner nicht mehr mächtig, wollte zu den Füßen der Geliebten sinken, als eben die Eltern in den Garten traten. Er ging auf sie zu und sagte: ich bin gekommen, meine theuern Nachbarn, um Abschied zu nehmen. — Paulinen machten diese Worte zittern, und erblassen. — Wie, mein lieber junger Freund, entgegnete der Graf, Sie wollen uns verlassen? — Ich muß. Eine wichtige Angelegenheit ruft mich nach Paris, und dürfte meine Gegenwart vielleicht einige Zeit daselbst nothwendig machen. Erhalten Sie mir, während meiner Abwesenheit, Ihre Freundschaft, auf die ich stolz bin. — Nach einer kurzen Unterredung entfernte er sich, und warf bei'm Gehen einen bedeutenden Blick auf Paulinen. Die Arme war dergestalt betroffen, daß sie nicht vermochte ihm auch nur ein Wort zum Abschiede zu sagen. Mit Mühe gelang es ihr die hervorbrechenden Thränen zu verbergen.

Es bedurfte mehrerer Tage, ehe der Graf sich zu beruhigen vermochte über das Ausbleiben des jungen Mannes, welchen er lieb gewonnen hatte, und dessen täglicher Besuch ihm zum Bedürfniße geworden war. — Seit einiger Zeit ward unserm Landmanne die Freude zu Theil, daß sein kleines Gut immer mehr in Aufnahme kam. Die Feldfrüchte standen vortrefflich, und verhießen ihm eine reiche Erndte Eines Abends, da er sich bereits anschickte zur Ruhe zu gehen, vernahm er mit einem male mehrere Flintenschüsse, und zwar so nahe, daß sie aus dem Gärtchen zu kommen schienen. Aufgeschreckt durch den unerwarteten Lärm, eilte er nach der Thür. Die Gräfin nickte ihrer Tochter freundlich zu. Da er die Thür öffnete, sahe er seinen kleinen Garten artig erleuchtet. Ein Freudenfeuer brannte in der Mitte desselben. Bei seinem Erscheinen riefen die Stimmen vieler Landleute zugleich aus: Es lebe der gute Herr! Sein Namenstag ist heute; möge ihn Gott noch recht lange erhalten! Hierauf erschienen Mutter und Tochter, und bekränzten sein ehrwürdiges Haupt mit Blumen. Um ihn her drängten sich die guten Landleute, boten dem wackern Nachbar freundlich die Hände,

und schüttelten die seinige treuherzig. Einer derselben überreichte einen großen Blumenstrauß, nebst einem artigen Gedichte, das aus der Feder eines Naturdichters geflossen war. Der Graf innigst gerührt, vermochte die Beweise von Anhänglichkeit seiner braven Nachbarn nicht mit Worten zu erwiedern. In seinem Auge aber glänzte eine Thräne des Dankes, die beredter war als alles, was die Zunge hätte sagen können. Weiber und Kinder der Landleute hatten sich gleichfalls eingefunden, und einige Musikanten fehlten auch nicht. Auf einem freyen Platze vor der Meierei begann ein Ball, bei'm Scheine der Lampen, welche an den Bäumen befestigt waren. Die herzlichste Freude belebte denselben, und verlängerte ihn bis gegen Mitternacht; wo sich die frohe Versammlung trennte, nachdem die Männer zuvor noch aus ihrem Geschütze eine dreimalige Salve gegeben hatten.

Es war übrigens hohe Zeit, daß sich die Landleute in ihre Wohnungen zurückbegaben; denn der Himmel verdunkelte sich, die Sterne erloschen, und ferne Donnerschläge verkündeten ein nahes Gewitter. Ein Sturmwind erhob sich; furchtbar rollte der Donner, und Blitze zuckten

durch die Finsterniß der Nacht. Die kleine Familie hatte sich schon zur Ruhe begeben, das Ungewitter störte sie nicht. Der Blitz, sprach der Graf, trift selten die niedere Hütte, und ruhig entschlief er, in einer äusserst fröhlichen Stimmung, in welche ihn die artige Ueberraschung seiner redlichen Nachbarn gesetzt hatte. Wäre er mehr Landmann gewesen, so würde er das Haupt wohl sorgenvoller niedergelegt haben, da seinen Saaten allerdings Gefahr drohte.

Am andern Morgen ging er, wie gewöhnlich an seine Geschäfte, aber wie groß war sein Schmerz, als er das ganze Getreidefeld vom Hagel zu Grunde gerichtet fand. Die Halme waren zu Boden geschlagen, die Aehren geknickt, die stärksten Aeste von den Bäumen herabgerissen. An der Erde lag das unreife Obst. Es war ein herzzerreissender Anblick. Dahin ist des Jahres Erndte, vernichtet in einem Augenblicke die frohe Hoffnung mancher arbeitsvoller Tage. Womit sollte er nun seine Familie ernähren. Woher Früchte nehmen zur Aussaat! — Dieses Unglück, das so plötzlich über sein Haupt hereinbrach, drückte den Armen beinahe zu Boden. Mutter und Tochter waren gleichfalls auf's Feld gegangen,

um die Verheerungen zu sehen. Auch sie empfanden den herbsten Schmerz. Jedoch suchten sie sich zu fassen, und wandten alle Mühe an den unglücklichen Vater zu trösten. Aber ihre Bemühungen blieben fruchtlos. Zum Erstenmale machte ihre liebevolle Beredsamkeit durchaus keinen Eindruck auf sein Herz. Ihr Muth vermochte den seinigen nicht anzufachen Mit der Verzweiflung im Herzen irrte der unglückliche Mann im Felde umher. Stumm und empfindungslos machte ihn der Schmerz, sein Auge blieb trocken. Die Frauen vergossen jetzt heiße Thränen, mehr wegen seines beklagenswerthen Zustandes, als wegen des sie selbst so hart betroffenen Unglücks. Einen kummervollen Tag verlebte der Arme, und auch die Nacht gewährte ihm wenigen Trost denn die Ruhe floh sein Lager. Der Schlaf, das linde Oehl für jede Herzensqual, wie Shakspeare ihn nennt, erquickte nicht seine müden Augenlieder.

Mit dem ersten Strahle des Morgenroths verließ er sein kummervolles Lager, und machte einen Gang durch den Garten Er lenkte seine Schritte nach der Laube hin, um sich niederzusetzen, aber der heftige Regen hatte die Rasen-

bank unbrauchbar gemacht, und daher wandte er ihr wieder den Rücken. Als er aus der Laube heraustrat, bemerkte er ein Papier an der Erde liegen, gefaltet wie ein Brief, und vom Thaue ziemlich durchnäßt. Er hob es auf, es war ohne Siegel, er öffnete daher und las wie folgt:

„Ihr Herr Vater verbarg während der „Schreckenszeit unter dem alten Apfelbaume „eine sehr bedeutende Summe Geldes. Von „einem Freunde kommt diese Nachricht."

Wir versuchen es nicht das Erstaunen des Grafen zu beschreiben. Er wähnte zu träumen. Er fürchtete, daß der Schmerz seine Sinne verwirrt habe. Wohl zwanzigmal durchlas er die Zeilen, um sich von der Wahrheit zu überzeugen, da er seinen Augen mißtraute. Heftig pochte sein Herz; er rief den Frauen, welche ängstlich herbeigelaufen kamen. Kaum waren sie bei ihm, so fiel er ohnmächtig nieder, da er diesen plötzlichen Glückswechsel nicht zu ertragen vermochte. Die liebende Sorgfalt brachte ihn bald wieder ins Leben zurück. Meine theure Gattin, meine liebe Pauline rief er, sie in die Arme schliessend, Ihr seyd es doch?!... Gottlob, ich habe den Verstand nicht verloren. Hielt ich nicht so eben ein Billet in

meinen Händen? — Hier ist es, entgegnete die Gräfin. — So war es doch kein Traum, und unter dem alten Aepfelbaume ist eine bedeutende Summe Geldes verborgen. Wir sind gerettet, wenn anders der Mann, welcher das Billet geschrieben, sich nicht einen grausamen Scherz mit unserm Elende erlaubt hat. — Die Gräfin las jetzt das Papier; man rief Roberten. Er mußte Spaten herbei schaffen, und dicht am Fuße des Baumes, wurde die Erde jetzt aufgegraben; nicht eben tief war man eingedrungen, und schon zeigte sich eine kleine eiserne Kiste. Mit Hastigkeit ward sie geöffnet, und eine beträchtliche Summe in Gold, lag vor den Augen der Familie, die unbeweglich vor Erstaunen und Freude da stand. Der Graf brach zuerst das Schweigen, und rief: meinen heissesten Dank dir, mein geliebter Vater, obgleich schon im Grabe, giebst du mir zum zweitenmale das Leben. Deine weise Vorsorge bedachte die Zukunft des Sohnes. Am Rande der Verzweiflung, gehöre ich nun mit einem mal' dem Glücke wieder an. . . . . — Laßt uns eilen mit diesem Golde zu dem Manne, der meine Besitzungen an sich gebracht. — Schloß meiner Väter, Wiege meiner Kindheit, ich darf dich wieder mein

Eigenthum nennen. Heilige Stätte, ich werde dich wieder bewohnen, auf der mein tugendhafter Vater lebte! Welches Glück ist dem meinigen zu vergleichen. Erhalte mich nur aufrecht guter Gott, in der Freude, wie du es im Leid gethan hast! — Gattin und Tochter theilten das Entzücken des Grafen, aber sie suchten es zu mäßigen, denn sie fürchteten, daß der schnelle Uebergang vom Schmerz' zur Freude nachtheilig auf seine ohnedieß nicht allzufeste Gesundheit wirken möchte. Nach Paris zu gehen ward jetzt beschlossen, und der kommende Morgen zur Abreise festgesetzt.

Der erste Ausgang des Grafen in der Hauptstadt war zu Aliberten. In dessen Wohnung vernahm er, daß der Bösewicht ins Gefängniß gebracht worden sey, nachdem er zuvor einen betrüglichen Bankerott gemacht habe. Seine Güter sollten verkauft werden, um die Gläubiger zu befriedigen, welche der Elende zu Grunde zu richten im Begriff stand. Es war nun dem Grafen ein leichtes, seine Besitzungen zurückzuerhalten. Er wurde auch unter sehr vortheilhaften Bedingungen in sein Eigenthumsrecht wieder eingesetzt. Die Familie blieb einige Zeit in Paris, theils

hatte der Graf verschiedene Angelegenheiten daselbst in's Reine zu bringen, theils mußten die nöthigen Meubles für das Schloß angeschaft werden, da es durch die Habsucht Aliberts vollkommen ausgeplündert war. Eines Tages, als er sich allein in seinem Cabinette befand, mit dem Gedanken an die frohe Zukunft beschäftigt, der er nunmehr entgegen sah, öffnete sich die Thür desselben, und Orlanges trat herein. — Ich freue mich herzlich, rief dieser, Sie in Paris besuchen zu können. Ihr Schicksal hat demnach eine günstige Wendung genommen, woran ich den wärmsten Antheil nehme. — Ach mein lieber Freund, entgegnete der Graf, seyn Sie mir tausendmal willkommen.... Sie haben mich jüngst noch in der Erniedrigung gesehen .... aber das ist nun Alles vorbey. Ich besitze jetzt wieder ein artiges Vermögen. Eine Summe Geldes, die mein Vater vergraben hatte, und wovon mich ein unbekannter Freund benachrichtigte, in einem Augenblicke, da mir das Messer an der Kehle stand, verschafte mir die Mittel, meine Besitzungen wieder an mich bringen zu können. — Das ist ja herrlich, versetzte Orlanges. Indessen werden wir doch Nachbarn bleiben, denn es ist ohne Zwei-

fel, Ihre Absicht, Ihr Landhaus zu bewohnen? — Allerdings, mein lieber Freund, und ich hoffe, daß wir für Sie immer die Bewohner der kleinen Hütte des wackern Richard Belmont bleiben werden, das heißt: alte gute Freunde.... Ach, bester Orlanges, wie glücklich fühle ich mich jetzt, wie über alle Beschreibung glücklich; wollte ich Ihnen einen Begrif davon geben, so müßte ich erst sagen, wie elend, wie unaussprechlich elend meine vorige Lage mich gemacht hat. O es ist eine Schmach ein unbedeutender Landmann zu seyn, verstehen Sie mich wohl, wenn man nicht dazu gebohren ist. Ich für meine Person würde mich darein gefunden haben,.... — Orlanges vermochte ein Lächeln nicht zu unterdrücken. — Aber dem Gatten und Vater war es fast unmöglich. Was würde aus meiner armen Tochter geworden seyn, wenn sie ihre Eltern verlohren hätte? Nunmehr macht mir ihr Schicksal keine weitere Sorge. Ich werde sie standesmäßig verheirathen. — Wie, rief Orlanges erblassend, Pauline sollte.... — Ja, fiel ihm der Graf ins Wort, der seine Verwirrung nicht bemerkte, sie soll den Grafen Valville heirathen, einen Mann aus einer sehr alten Familie. Nur einmal hat

ihn Pauline gesehen, sie war damals noch ein Kind. Der Graf hatte, wie ich, Frankreich verlassen; wir begegneten uns in Deutschland, und ich gab ihm in jener unglücklichen Periode mein Wort, daß, wenn ich einst in mein Vaterland zurückkehren, und meine Güter wieder erhalten würde, kein anderer als er, mein Schwiegersohn werden sollte; der Graf seiner Seits versprach, daß, wenn ihm ein gleiches Glück beschieden sey, er keiner andern als Paulinen, und wäre sie auch arm, seine Hand reichen wolle. Nun höre ich durch einen Mann, der hier seine Geschäfte besorgt, daß der Graf seit einiger Zeit sich wieder in Frankreich befindet, und daß er seine Besitzungen, die er unberührt gefunden, wieder übernommen hat. Ich will ihn von unserem Hierseyn, und der glücklichen Wendung unsers Schicksals benachrichtigen, worauf er sich ohne Zweifel sogleich nach Paris verfügen wird. Sie sehen demnach mein Freund, daß nichts zu unserem Glücke fehlt. Von dem innigen Antheile, den Sie daran nehmen, bin ich überzeugt.

Orlanges stand unbeweglich da, in der Erstarrung eines Menschen, dem man sein Todes-Urtheil verkündigt. Er wollte etwas artiges sagen, aber

es ging nicht; kaum vermochte er einige unzusammenhängende Worte hervorzustammlen. Wäre der glückliche Graf nicht allzusehr mit sich selbst beschäftigt gewesen, er hätte seine Verwirrung bemerken müssen. Orlanges wollte dem Vater zu Füßen fallen, und ihm seine Liebe für Paulinen gestehen, aber der Gedanke, daß dieser bereits sein Wort dem Grafen gegeben, hielt ihn zurück. Hülflos erschien dem Armen seine Lage. Er gab einen heftigen Kopfschmerz vor, der ihn plötzlich überfallen habe, und entfernte sich eiligst, mit der Verzweiflung im Herzen.

Der Graf ließ jetzt Frau und Tochter zu sich rufen. „Mein liebes Kind, sagte er zu letzterer, „seit dem Tage deiner Geburt, bin ich unablässig „mit deinem Glücke beschäftigt, den Beweis da„von will ich dir heute geben. — Bedarf es erst „eines solchen, entgegnete Pauline.“ — Du bist ein dankbares, gutes Mädchen, nahm der Vater wieder das Wort, und ich weiß, daß du unsere elterliche Zärtlichkeit als hinreichenden Beweis davon ansiehst; indessen geben wir dir einen überzeugendern. Zur Sache also: Du hörtest mich öfters von dem Grafen von Valville sprechen; er ist mein Freund, ein sehr wackerer Mann,

und ich wünschte ihn mir noch näher zu verbinden; denn ich zweifle nicht, daß er die Eigenschaften besitzt eine Frau glücklich zu machen. — Hier sah er seine Tochter scharf an, welche den Blick an die Erde geheftet, in Thränen ausbrach. — Wie, meine Pauline weint, rief er. Glaubt meine geliebte Tochter, daß ihr Vater sie unglücklich machen wolle? – Das nicht, versetzte sie, aber vielleicht täuscht er sich über die Mittel zu ihrem Glücke.... O mein Gott, seufte die Beängstigte, müßte ich unsere Armuth zurückwünschen! Ich war so froh, in der niedern Hütte, denn ich lebte ja bei meinen theuren Eltern. Nun lächelt uns das Glück wieder, und ich soll mich von ihnen trennen. Verlangen Sie dieß nicht, ich beschwöre Sie, mein Herz würde brechen. Stehen Sie ab von dem Begehren, daß ich dem fremden Manne die Hand reichen soll. – Wie, du willst, daß ich mein gegebenes Wort zurücknehme? Was würde der Graf von mir denken? Wären wir noch die armen Bewohner von Richards Hütte, so würde das Zartgefühl mir wenigstens einen Vorwand leihen, mein Versprechen nicht zu erfüllen, aber in unserer jetzigen Lage... — Höre, lieber Freund, unter-

brach ihn die Gräfin, da kommt mir eben ein Gedanke, auf welche Weise wir die wahre Gesinnung des Grafen erfahren könnten. Es befremdet mich einigermaßen, ich läugne es nicht, daß du von seiner Rückkehr nicht durch ihn selbst unterrichtet worden bist Schreibe ihm daher, aber ohne des glücklichen Ereignißes zu erwähnen, welches uns den Besitz unserer Güter wieder verschaft hat; schildere ihm im Gegentheile unsere unglückliche Lage, als ob wir uns noch zur Zeit in derselben befänden. Seine Besitzung ist bei Tours; in drei bis vier Tagen kannst du eine Antwort von ihm erhalten. Kommt er wohl gar selbst, uns Trost zu bringen, alsdann freilich bleibt kein Zweifel über seine Gesinnung, und Pauline wird nicht anstehen, einem Manne ihre Hand zu reichen, der von seinem Edelmuthe einen unzweideutigen Beweis gegeben hat. — Der Graf schickte sich an den Rath der Gattin zu befolgen. Pauline weinte Thränen des Danks am Halse der guten Mutter. Die Entscheidung ihres Schicksals war jetzt wenigstens noch zweifelhaft. Ist der Graf wirklich ein edler Mann, dachte sie, so wird er auch meine Hand nicht begehren ohne mein Herz; ich wage alsdann nicht

zu viel, wenn ich meine Liebe für Orlanges gestehe. Vielleicht entschließt er sich wohl gar den Vater günstig für sie zu stimmen. Diese und ähnliche Hoffnungen nährte sie, und fand darinn eine süße Beruhigung. Orlanges dagegen fühlte sich höchst unglücklich. Was hatte er noch zu hoffen? Sein Schicksal schien ihm entschieden. Daß er Paulinen entsagen müße, begriff er, und nahm sich daher vor, sie nie mehr zu sehen. Vergebens suchte er durch Zerstreuungen sich selbst zu entfliehen; er warf sich in das Gewirre des geselligen Lebens, umsonst, ihr Bild verließ ihn nicht. Eine düstere Schwermuth, zu welcher er ohnedieß von Natur geneigt war, bemächtigte sich seiner. Ein Freund, dem seine melancholische Stimmung nicht verborgen blieb, überredete ihn Paris zu verlassen, und ihm auf eine seiner Besitzungen zu folgen. Er gab endlich den Bitten desselben nach; der Tag zur Abreise war schon bestimmt, als er ein Billet vom Grafen erhielt. Es war folgenden Inhalts:

„Ich bin unruhig, mein lieber Freund, weil „ich Sie nicht sehe, und auch nichts von Ihnen „höre. Heißt das den Hütte-Bewohnern Wort „halten, die Sie täglich zu besuchen versprachen?

„Wir sind die Alten geblieben, und daß mein „wackerer Orlanges sich geändert habe, das will „und kann ich nicht glauben. Geben Sie mir „daher den Beweis, daß mein Glaube mich nicht „täuscht, und besuchen uns so bald als möglich, „denn ich habe Ihnen eine wichtige Angelegen„heit mitzutheilen.

Orlanges setzte dieser Brief in große Verlegenheit, er war im ersten Augenblicke unschlüßig, ob er der Einladung des Grafen folgen sollte. Er fürchtete Paulinen zu sehen, und mißtraute seiner Kraft ihr entsagen zu können, wenn er dem lieblichen Mädchen noch einmal in's schöne Auge geblickt haben würde. Was kann das für eine Angelegenheit seyn? fragte er sich; sollte etwa der Graf ahnden?.. oder sollte sich der Verbindung mit Valvillen gar ein Hinderniß in den Weg gestellt haben? Er überließ sich endlich einer so schönen Hoffnung, und eilte in die Wohnung des Grafen.

Er fand diesen allein in seinem Zimmer. Nach den ersten Begrüßungsformeln, stockte das Gespräch, und beyde saßen sich eine Weile lang stumm gegenüber. Endlich nahm der Graf das Wort: mein lieber Freund, sagte er, ich sollte mit Vor-

würfen beginnen, weil sie mich während 14 Tage nicht besucht haben; aber davon ein andermal, und nun zu der Angelegenheit, wegen welcher ich Sie gebeten, zu mir zu kommen. Seit gestern kann ich mich nicht mehr als Eigenthümer meiner angestammten Besitzung betrachten. — Sie setzen mich in Erstaunen, erwiederte Orlanges. — Der Graf nahm hierauf ein Papier aus dem Schreibepult, legte es in die Hände des jungen Mannes, und sagte: ich übergebe Ihrem rechtmäßigen Eigenthümer diese Besitzung. — Orlanges durchflog die Schrift, und erstaunte einen Contract zu lesen, in welchem ihm der Graf seine Besitzung förmlich abtrat. — Was bedeutet das, Herr Graf? fragte Orlanges; sie entziehen ihrer Tochter das Erbtheil, um mich damit zu beschenken, der dessen nicht bedarf? — Edler junger Mann, versetzte der Graf, ich verkenne Ihre Absicht nicht, aber meine Grundsätze verbieten mir ein Geschenk anzunehmen, und überdieß ein Geschenk von solchem Werthe. . . — Ich verstehe Sie nicht, fiel ihm Orlanges in's Wort. — Sie verstehen mich recht gut, war die Antwort; ich bitte, verstellen Sie sich nicht länger, denn ich weiß Alles. Gestern begegnete Robert zufällig

dem Diener des vermeinten russischen Prinzen, welcher 200 Louisd'or für meine beyden Pferde bezahlt hat. Der Alte folgte diesem Menschen von ferne, der in Ihre Wohnung ging, und erfuhr daselbst, daß er schon seit sechs Jahren in Ihren Diensten stehe. Sie können daher nicht läugnen, mein edler Freund, daß das Geld von Ihnen kam. — Nun dann, entgegnete unser Jüngling, so will ich es auch nicht läugnen. Ihre Lage flößte mir Mitleid ein, und da ich nicht hoffen durfte, daß Sie ein Geschenk von mir annehmen würden, so beschloß ich auf diesem Wege .... — Ganz wohl, aber das ist noch nicht Alles, unterbrach ihn der Graf. Mein treuer Robert, von einer sehr verzeihlichen Neugierde angetrieben, fand Mittel mit Baptiste, ihrem Diener, bekannt zu werden. Dieser vertraute Roberten, daß auch das zweite, große Geschenk von Ihnen komme. Er erzählte ihm, daß Sie eine Reise nach Paris bloß vorgegeben hätten, um jedem Verdachte auszuweichen. Jene unglückliche Nacht, in welcher der Hagel meine Felder verwüstete, ward zur Ausführung des wohlthätigen Planes bestimmt; jedoch hielt sie der zahlreiche Besuch meiner Nachbaren und das

Ungewitter davon ab. Am andern Morgen erfuhren sie das mich betroffene Unglück, und waren tief gerührt; die darauf folgende Nacht eilten Sie Ihren Plan ins Werk zu setzen; Ihr edles Herz fand in meinem neuen Mißgeschicke eine doppelte Aufforderung hierzu. Die ganze bedeutende Erbschaft Ihres jüngst verstorbenen Oheims wurde der Kiste anvertraut. Mit Hülfe des bewährten Dieners, des einzigen Mitwissers Ihrer Wohlthätigkeit, ward sie in meinen Garten geschaft, und am Fuße des alten Apfelbaums eingegraben, woselbst ich sie, durch das Billet aufmerksam gemacht, am andern Morgen vorfand. An jenem Morgen reisten Sie nun wirklich nach der Hauptstadt ab. Mein alter Robert hat den treuen Baptiste überredet zu mir zu kommen; aus seinem eigenen Munde weiß ich die Geschichte. —

Der treulose Verräther! rief Orlanges. Nach einigen Minuten Stilleschweigens, sagte er: ich muß nun freilich wohl bekennen, daß das Geld von mir kommt. Um Ihren Stolz nicht zu kränken, ersann ich die List. — Vortrefflicher Jüngling, sprach der Graf, Ihr Edelmuth nimmt mei=

ne volle Bewunderung in Anspruch, aber . . . —
Ich verdiene sie nicht, fiel ihm Orlanges in's
Wort, Eigennutz war die Triebfeder meiner Handlung. Ich will nicht besser scheinen, als ich bin.
Daher gestehe ich Ihnen frey, daß Ihr Unglück
mich nur darum gerührt hat, weil Sie der Vater einer liebenswürdigen Tochter sind . . . . Die
schöne, sanfte Pauline machte einen tiefen Eindruck auf mein Herz. Ich hatte beschloßen, mich
um ihre Hand zu bewerben. Aber ich wollte sie
und ihre Eltern zuvor in den Besitz eines unabhängigen Glücksstandes setzen, um mich zu überzeugen, daß ich nur der Liebe das Geschenk
derselben zu danken hätte. Ich will Ihnen meine Verzweiflung nicht schildern, da Sie mir
sagten, daß Pauline für einen andern bestimmt
sey. Das angebetete Wesen zu meiden, Ihr
Haus nie mehr zu betreten, war mein fester Entschluß, den nur Ihre dringende Einladung zu
ändern vermochte . . . . Pauline ist für mich verloren, aber sie ist das einzige weibliche Wesen,
das ich jemals zu lieben vermag, und daher bitte
ich Sie, diese Summe, die ich entbehren kann,
als ihre Mitgift zu betrachten. Daß ihr der
Geber verborgen bleibe, dafür wird der zartsin-

nige Vater gewiß Sorge tragen. — Edler Jüngling, rief der entzückte Valiere, möge sie aus deinen Händen das Geschenk empfangen, denn sie ist frei, sie ist die Deinige. — Was sagen Sie? — Ich bin meines Versprechens quitt — Ist's möglich? — Der Graf Valville weiß, daß ich mein Vermögen verloren habe; und ob er gleich wieder im Besitze des seinigen ist, so schrieb er mir dennoch, daß seine Glücksumstände sich verschlimmert hätten, und daß er trachten müsse, denselben durch eine Verbindung mit einem reichen Mädchen aufzuhelfen. Ich bin daher meines Wortes entbunden, und ich danke dem Himmel dafür, weil er mir in Ihnen einen Schwiegersohn schenkt, der mich zum glücklichsten Vater macht. — Orlanges lag in den Armen des Grafen. — Pauline, die Meinige! rief der entzückte Jüngling. Aber ist es auch ihr Wille? denn nur, wenn freye Liebe sie in meine Arme führt, kann ich glücklich seyn — Ich kenne ihre Gesinnungen über diesen Punkt nicht, entgegnete der Graf, aber es wird nicht schwer halten, sie kennen zu lernen. Sie weiß nicht, daß ich diesen Morgen eine Antwort vom Grafen erhalten habe, gegen welchen sie übrigens immer eine große Ab-

neigung zeigte. Wollen Sie einen Blick in Ihr Herz werfen, so verbergen Sie sich in jenes Cabinett, ich werde sie rufen lassen. — Orlanges ging in's Nebenzimmer, und Pauline erschien auf den Befehl ihres Vaters. „Mein liebes Kind, „redete dieser sie an, ich erhielt heute einen Brief „vom Grafen. Er entspricht der vortheilhaften „Meinung vollkommen, die ich von ihm gehegt; „er hält uns für arm, und verlangt dich dennoch „zur Gattin.“ Bei diesen Worten fiel Pauline Ihrem Vater zu Füßen, umfaßte seine Knie, und rief: ach bester Vater, wenn Sie mein Unglück nicht wünschen, so stehen Sie ab von dem Verlangen, daß ich dem Grafen meine Hand reichen soll. — In der That, liebste Pauline, versetzte der Vater lächelnd, ich begreife den Haß nicht, welchen dir der Graf einflößt. Sprich offen, mein Kind, liebst du etwa einen Andern? — Darf ich's bekennen? — Du darfst. — Nun wohl dann, da mein Glück davon abhängt, so sey es: ich liebe Orlanges. — Hier stürzte der Jüngling aus dem Nebenzimmer hervor, und warf sich Paulinen zu Füßen. — Er ist dein Gatte, rief der Graf, und drückte die Glücklichen an's Herz.

Zur Mutter eilte er jetzt mit den lieben Kindern; er sagte ihr, was Orlanges für sie gethan, und auf welche edle Weise er sich ihrer Dankbarkeit habe entziehen wollen. — Die Gräfin schloß den trefflichen Jüngling gerührt in ihre Arme.

Wenige Tage hierauf verließ die Familie Paris, und begab sich auf die Besitzung des Grafen. In der alt-ehrwürdigen Haus-Capelle legte ein Priester die Hände der Liebenden zusammen. Die redlichen Dorf-Bewohner, und die ehemaligen Pächter des Grafen, waren bei der Feierlichkeit zugegen. Der treue Belmont wurde reichlich beschenkt, und erhielt die kleine Hütte, und das Pachtgut wieder zurück. Den alten Robert hatte die Freude verjüngt, denn er sah seine gute Herrschaft wieder im Wohlstande, und somit war der höchste Wunsch des Redlichen erfüllt.

Nach einigen Jahren, da unser junger Ehemann des Abends einst traulich neben der geliebten Gattin auf dem Sofa saß, einen holden Knaben auf den Knieen wiegend, angelacht von

einem jüngern Engel, der im Schooße der schönen Mutter lag, sprach er: „ich begreife nicht, wie man das Glück der Flitter-Wochen das höchste in der Ehe nennen kann, es ist wohl schön, aber es vermag dennoch keine Vergleichung auszuhalten mit der Glückseligkeit, deren wir uns anjetzt erfreuen.“

VII.

Die Sucht zu glänzen oder gekränkte Eitelkeit.

Ostheim kam Abends nach Hause, und fragte auf der Treppe den vorleuchtenden Bedienten: ist nichts vorgefallen, sind keine Briefe da? — Nein, gnädiger Herr. Nur ein Billet wurde abgegeben, welches auf Ihrem Schreibetische liegt. — Von wem? — der Diener nannte den Namen seiner Herrschaft nicht. — Ermüdet von den Zerstreuungen des Tages warf sich Ostheim auf den Sofa. Der Diener überreichte ihm das Billet, und entfernte sich. Der Baron erbrach es. Es enthielt die Einladung zu einem Feste, welches die schöne Gräfin Sternheim in acht Ta

gen zu geben Willens war. Den Wünschen Ostheims entsprach es vollkommen, daß das Fest nicht früher statt fand, weil er unter dieser Zeit sich gehörig vorbereiten konnte, um in vollem Glanze auf demselben zu erscheinen. Die Gräfin machte das erste Haus in der Hauptstadt. Alles was durch Geburt oder Talent ausgezeichnet war, versammelte sich bei ihr. Ostheim freute sich schon im voraus unter der glänzenden Menge zu glänzen. Denn dieß war seine höchste Leidenschaft. Zufrieden verließ er jede Gesellschaft, so bald er nur Aufsehen erregt, die Blicke aller auf sich gezogen hatte. Eine jugendlich schöne Gestalt, schimmernder Witz und gesellschaftliche Talente gaben ihm allerdings das Recht Ansprüche auf den Beifall der großen Welt zu machen. Daß er mit diesen Vorzügen Reichthum und Geburt vereinigte, trug ganz natürlich dazu bei sie zu steigern.

Am andern Morgen hatte er eine höchst wichtige Unterredung mit seinem Schneider, dem er unter andern den Vorwurf machte, daß mehrere seiner Bekannten weit besser gekleidet wären, als er, und daß es ihm öfters großes Mißvergnügen verursacht habe, ihre Eleganz bewundert zu sehen,

während die seinige nicht die mindeste Aufmerksamkeit zu erregen scheine. Beinahe hätte er sich mit dem armen Schneider entzweit. Doch dieser verstand es trefflich den Eiteln zu besänftigen. Er setzte ihm mit großer Beredsamkeit die Vorzüge seiner Apollogestalt aus einander, und versicherte daß weit mehr Kunst erfordert werde, die Formen einer solchen nicht zu entstellen, als die Mängel eines von der Natur verwahrlosten Körpers zu verbergen. Dem Baron leuchtete das ein, er empfahl die höchste Sorgfalt bei Verfertigung des neuen Anzuges, und entließ den Kleiderkünstler, vollkommen mit ihm ausgesöhnt, durch seine schlaue Beredsamkeit.

Endlich erschien der Tag des Festes, und Ostheim ward von dem Gedanken beunruhigt, daß vielleicht von seinen Bekannten einige eben so glänzend, wie er, oder was ihm beinahe unausstehlich zu denken war, glänzender erscheinen könnten. Bei seinem Eintritt in den Saal bemerkt er mit Mißvergnügen, daß die Versammlung zahlreicher, und festlicher herausgeputzt sey, als er erwartete. Nachdem er die Dame vom Hause und die ersten der Gesellschaft begrüßt hatte, näherte er sich einem Kreise junger Leute

von seiner Bekanntschaft, die sich mit einander unterhielten, und sein Hinzutreten, ohne Zweifel absichtlich, nicht zu bemerken schienen. Er verweilte hier nicht lange, und ging im Saale und den anstoßenden Zimmern hin und wieder, die Blicke gleichsam herausfordernd, und Alles anwendend die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Aber vergebens, man achtete seiner nicht, und sein Bestreben blieb umsonst. Es fiel ihm um so mehr auf, daß man dießmal keine Notiz von ihm nahm, da man ihm sonst entgegen zu kommen pflegte. Eine große Gesellschaft wird indessen öfters nicht minder von Launen beherrscht, wie einzelne Menschen, die sie alsdann gerade gegen ihre Günstlinge zu äußern für gut findet. Jeder, welcher in der Welt glänzt, oder Aufsehen erregt, und in hohem Grade ihre Gunst genießt, wird oft genug Gelegenheit finden, sich über augenblickliche Kälte und Zurücksetzung derselben zu beklagen. Auch war es ein anderer Gegenstand, auf welchem an diesem Abende die Blicke der Männer mit Wohlgefallen, und die der Damen mit Neide ruhten. Eine wunderschöne Frau, erst seit kurzem aus einer großen, fremden Hauptstadt angekommen, erregte die allgemeine

Aufmerksamkeit. Ein bejahrter, gebrechlicher Gemahl stand ihr zur Seite, Altersschwäche neben Jugendfülle, dieser Contrast erhöhte ihre Reitze. Man sah in dem herrlichen Wesen ein Opfer der Convenienz, welches die Eltern ihrem Ehrgeitze und Eigennutze gebracht, und dieser Umstand vermehrte die Theilnahme.

Wer wird wohl, sprach einer der Modejünglinge, das allerliebste Weibchen in seinem Wittwenstande trösten? — Die Dame ist keine Wittwe, versetzte Ostheim sehr zerstreut. Diese Bemerkung erregte ein lautes Gelächter unter den jungen Männern, und unser armer Baron ärgerlich über seine Zerstreuung, die er nun gewahr wurde, verließ stille und ohne ein Wort weiter zu sprechen die unartigen Lacher. Seine üble Laune gestattete ihm nicht sich zu jemanden zu gesellen. Er stand verlassen und unbeweglich da, unter der fröhlichen und beweglichen Menge, mit dem sichtbaren Ausdrucke des Mißvergnügens. Endlich wurden Anstalten zum Conzerte getroffen. Die Dame des Hauses ließ ihn auffordern mit seinem Talente dasselbe zu unterstützen; dieß tröstete ihn einigermaßen, da er nun doch hoffen konnte, durch die Kunst zu glänzen, welches ihm durch seine

äussere Erscheinung dießmal durchaus nicht gelingen wollte. Er schickte sich zu einem Violinconzerte an, das er seit 8 Tagen eingespielt hatte, und von welchem er sich den glänzendsten Erfolg versprach. Mit vieler Selbstgefälligkeit trat er an's Notenpult; eine große Stille herrschte unter der glänzenden Versammlung, und er begann sein Conzert ziemlich zaghaft, so viele Dreistigkeit er auch sonst besaß. Mehr damit beschäftigt, was man von ihm denke, als aufmerksam darauf, was er that, sah er öfters über die Noten hinweg, um den Ausdruck der Gesichter unter den Zuschauern zu beobachten. Während einer der brillantesten Stellen traf sein Auge unglücklicher Weise auf einen etwas bejahrten Mann, welcher in einer Ecke des Saales sitzend, entschlummert war. Bei diesem Anblicke, und da er überhaupt wenige Aufmerksamkeit unter dem Auditorium zu bemerken glaubte, vermehrte sich seine Unruhe; und er war beinahe der Finger und des Bogens nicht mehr mächtig. Seine Augen bedeckten sich mit einem Schleyer; er vermochte die einzelnen Noten nicht mehr zu unterscheiden. Schlecht genug spielte er den ersten Theil zu Ende, und übergab alsdann sein Instrument einem Musiker von geringerem

Talente, welcher es übernahm das Conzert vollends auszuspielen. Dieser leistete zwar nicht das Ausserordentliche, aber sein Spiel zeugte von Ruhe und Sicherheit, wodurch er den Beifall erhielt, auf welchen Ostheim mit so vieler Zuversicht gerechnet hatte. — Trostlos verlor sich der Arme unter der Menge. Er, welcher sonst ihre Blicke aufsuchte, war jetzt bemüht sich vor ihnen zu verbergen. In der Ecke des Saales, in die er sich zurückgezogen hatte, fand er den alten Schläfer, welcher jetzt erwacht war. — Es scheint, redete er ihn an, daß Sie kein Liebhaber von der Musik sind? — Wie beliebt? versetzte der Greis. — Ostheim wiederholte seine Frage. — Ich verstehe Sie nicht, war die Erwiederung, und muß bitten etwas lauter zu reden, denn ich höre nicht mehr ganz wohl. — Der Baron verließ den tauben Patron höchst unwillig, ohne ein Wort weiter mit ihm zu sprechen, und tröstete sich damit, daß er während seines Spiels doch wohl nicht eingeschlafen wäre, wenn er das Gehör nicht verloren hätte. Er wartete das Ende des Conzertes nicht ab, und schlich sich unbemerkt aus dem festlich erleuchteten Saale. Nach Hause wollte er in seiner ärgerlichen Stimmung nicht gehen, und

in eine andre Gesellschaft eben so wenig; er beschloß daher Vergessenheit seines Grams vor der Bühne zu suchen. Eine junge Schauspielerin trat zum Erstenmale im Nationaltheater auf; dahin wendete er seine Schritte. Das Haus war überfüllt. Die Schauspielerin erhielt Beifall, denn sie war wunderschön. Am Ende des Stückes ward sie herausgerufen, gerührt und geziert war ihr Dank, und ein hundertstimmiges Bravo begleitete die Glückliche in die Coulissen. — Welches Aufsehen, sagte er im Herausgehen aus dem Schauspielhause zu sich, müßte es erregen, wenn ich die hochgefeyerte Künstlerin zu meiner Geliebten erwählte! Meine Freigebigkeit würde sie mit einer glänzenden Equipage versorgen; ja wahrlich, sie sollte die eleganteste in der ganzen Stadt besitzen. Jeden Abend bei einem feinen und gewählten Souper müßten die ausgezeichnetsten Künstler und Gelehrte uns Gesellschaft leisten. Bald, ich bin es überzeugt, würde ich in den Ruf eines Kenners und Beschützers der Wissenschaften kommen. In der That, das ist das einzige Mittel mir einen Namen zu machen. Zudem ist diese Lebensweise weit angenehmer als eine untergeordnete Rolle in der großen Welt zu

spielen. Ich bin es satt um ihre Gunst zu buhlen. Wer reich und selbstständig ist, bedarf ihrer nicht. Zwar werden die Personen vom sogenannten guten Tone gewaltig die Achseln über mich zucken, indessen was frage ich nach ihrem Urtheile, wenn ich nicht mehr unter ihnen lebe. Sie werden dennoch von mir sprechen, ich werde Aufsehen erregen, und das will, das muß ich um jeden Preis.

Ostheim machte sich mit der jungen Künstlerin bekannt. In einigen Tagen bewohnte sie ein äußerst geschmackvoll eingerichtetes Haus, und war im Besitze einer glänzenden Equipage. Er zeigte sich an allen öffentlichen Orten, um den schönen Wagen, die herrlichen Pferde, sich selbst und das reitzende Mädchen an seiner Seite bewundern zu lassen. Er bemerkte mit innigem Vergnügen, daß die Blicke der Menge auf ihn, oder vielmehr auf die Equipage, und die junge Schauspielerin gerichtet waren. Hier las er deutlich Bewunderung auf den Gesichtern, dort hörte er vernehmlich sagen: das ist die allerliebste junge Künstlerin, die neulich mit so vielem Beifalle im Nationaltheater auftrat.

Nun war der Tag erschienen, an welchem die neue Priesterin Thaliens ihre zweite Darstellung geben sollte. Sie war in Verzweiflung, denn es fehlte ihr ein glänzender Schmuck, den ihre Rolle erforderte. Die falschen Steine, welche ihr die Theatergarderobe darbot, verschmähte ihre Eitelkeit. Sie vertraute ihren Kummer dem guten Ostheim, dem Helfer in der Noth. Dieser gerieth einigermaßen in Verlegenheit, und ging mit sich zu Rathe. „Versage ich ihr den Schmuck, sprach er zu sich, so findet sie einen andern, der ihre Wünsche befriedigt. Irgend ein Reicher tritt in meine Stelle ein, kapert mir das Mädchen hinweg, und die ganze Welt lacht mich aus."

Diese Betrachtung bestimmte den Jüngling einen kostbaren Schmuck der Geliebten zu ihren niedlichen Füßen niederzulegen. — Die Vorstellung begann, und als der Vorhang in die Höhe gezogen ward, zitterte der arme Ostheim als ob er eine Debütrolle zu geben hätte. Er sah dem Augenblicke mit Ungeduld und Furcht entgegen, an dem die Geliebte dem Publikum sich zeigen würde. — Endlich trat sie auf. Sehr mäßig waren die Beifalls-Bezeugungen bei ihrem Er-

scheinen. Der Glanz der Diamanten schadete offenbar ihrer Schönheit; sie hatte sich damit überladen, und war wohl geputzt, jedoch nicht reitzend. Durch den übermäßigen Beifall bei ihrer ersten Darstellung schon verwöhnt, befremdete sie nun die Kälte des Publikums im höchsten Grade. Sie nahm zu mit ihrer Verlegenheit. Leise und zitternd wurde ihre Stimme, und einige junge Herren im Parterre fingen sogar an zu zischen, worüber die arme Novize den Kopf dergestalt verlor, daß sie beinahe kein Wort mehr hervorzubringen vermochte. Der Lärm vermehrte sich immer mehr, und ließ die Bedaurungswürdige ihre Rolle kaum zu Ende spielen. Der Liebhaber im Parterre war gleichfalls in einer höchst bedrängten Lage. Er suchte sich indessen dadurch einigermaßen aus der peinlichen Verlegenheit zu ziehen, daß er aus Leibeskräften mit den übrigen Kunstrichtern zu pochen und zu pfeiffen anfing.

Nach der Vorstellung ging er zu der armen Künstlerin, um ihr die bittersten Vorwürfe über ihr Spiel zu machen, und entfernte sich alsdann mit dem festen Vorsatze, sie niemals wieder zu sehen. — „Ich bin doch sehr unglücklich, brach er in einem rührenden Monolog aus, nichts will

mir gelingen in der Welt. An den unwürdigsten Gegenstand habe ich nun mein Geld verschwendet. Diesen Mißgriff muß ich beim Himmel! wieder gut zu machen suchen, sonst zeigen die Straßenjungen mit Fingern auf mich.

Um seinen Unfall in Vergessenheit zu bringen von welchem jedoch niemand Notiz genommen hatte, machte er einen Aufwand, der an Verschwendung grenzte. Beinahe jeden Tag wechselte er mit Meubles, mit Equipagen, mit Liebschaften. Sein Tisch war stets mit Schmarotzern besetzt, welche ihn mit Lobeserhebungen überhäuften, so lange sie seinen Champagner tranken, und hinter seinem Rücken ihn bespöttelten. — Zerstreuungen folgten auf Zerstreuungen, sein Leben glich einem Rausche. — Heute trat er auf einem Liebhabertheater auf, welches er in seinem Hause errichtet hatte, und obgleich sein Schauspieler-Talent durchaus nicht bedeutend genannt werden konnte, so waren die gebetenen Zuschauer dennoch so artig ihm lauten Beifall zuzuklatschen. Sie verglichen den Glücklichen, bei der wohlbesetzten Tafel, an welcher sie sich für die Langeweile während der Vorstellung entschädigten, mit einem Iffland, einem Talma, diesen Sternen erster

Größe am Theaterhimmel. Morgen zeigte er sich auf einem herrlichen arabischen Hengste, und hatte das Vergnügen von der Menge begafft zu werden. Den Kennern gefiel zwar sein schönes Pferd, jedoch bedauerten sie, daß es keinen bessern Reiter trage. Bei einem splendiden Gabel-Frühstück, welches er in seinem Hause gab, versicherten ihn indessen seine Schmarotzer, daß er wie ein Alexander zu Pferde sitze, und daß die Mädchenherzen, die er durch sein Meisterspiel auf der Bühne etwa nicht zu rühren vermocht, von seinem herrlichen Buccephalus herab unbezweifelt gewonnen worden wären. Einmal gab er Thé dansant in seiner Wohnung in der Stadt, ein anderes mal bat er eine glänzende Gesellschaft zu sich auf sein nahgelegenes, elegantes Landhaus. Was die Bewirthung anlangte, verließ jeder der Gäste ihn stets ausserordentlich zufrieden, nur hielt man sich über die Eitelkeit auf, welche ihn antrieb bei jedem Feste, entweder seine Fertigkeit in der Musik oder in der Deklamation der Gesellschaft zu zeigen. Ostheim fühlte sich höchst glücklich, denn sein Bestreben zu glänzen und bewundert zu werden, war ja erreicht. Daß man hinter seinem Rücken sich über ihn lustig mache,

ahndete er freilich nicht. Er erfuhr es indessen bald genug. — Einer seiner Jugendfreunde, ein ehrlicher Landedelmann, hielt sich seit einiger Zeit in der Hauptstadt auf, und wurde von ihm zu allen Festen gezogen, die er gab, um die Zahl seiner Bewunderer zu vermehren. Dieser trat eines Tages in sein Zimmer um Abschied von ihm zu nehmen, da er auf die Burg seiner Väter zurückzukehren im Begriffe war. Er sagte dem Freunde ein herzliches Lebewohl, und dankte ihm für die Ehre, die er in seinem Hause genossen. Indem er von ihm scheide, bemerkte er mit treuherziger Offenheit, müße er von Grund seines Herzens beklagen, daß Ostheim seine Wohlthaten, wie er sich ausdrückte, an unwürdige Menschen verschwende, denn er habe nur zu oft gehört, daß seine saubern Freunde sich über ihn lustig machten, ihn einen eiteln Thoren, einen schlechten Reiter und einen elenden Comödianten nennten; welcher letztere Titel im Grunde nicht viel zu bedeuten habe, da sich die Ausübung dieses Handwerks für einen Edelmann freilich so eigentlich nicht gezieme, und ihm es daher wohl gar Ehre bringe, seinen Mangel an Geschick für dasselbe darzuthun. „Erst gestern Abend im Conzerte,

sprach er, sagte einer der Herren zu mir, der dich hernach in's Gesicht gerade am unverschämtesten lobte, daß du ein elender Geiger wärst, und wenn du dich nicht in deinem Hause produzirtest, so würde man so gut laut über dich lachen, oder gar vor langer Weile einschlafen, wie es in der großen Welt geschehen sey, wo du dein Talentchen auch zu zeigen gewagt hättest. Ich wollte den Unverschämten beschämen, als er dich kurz darauf in meiner Gegenwart so dreist in's Angesicht lobte, aber ich dachte, ich sage es dem Freunde lieber beim Abschiede unter Vier Augen, damit er seine Leute kennen lernt. — Gezwungen lächelnd versetzte Ostheim: ja siehst du mein Lieber, so sind nun einmal die Leute in der Hauptstadt, das ist Ton in der großen Welt. — Das ist ein schlechter Ton, entgegnete der biedere Landmann. Ich danke Gott, daß ich wieder auf mein Dorf zurückkehre, wo man mich wegen eines einfachen Mahles, bei dem sich indessen ein jeder satt essen kann, zwar nicht in den Himmel erhebt, jedoch auch hinter meinem Rücken nicht über mich schimpft.

Die Entdeckung des treuherzigen Freundes kränkte den Eiteln auf's empfindlichste. Er be-

schloß eine andere Lebensweise zu beginnen, und die unwürdigen Freunde aus seinem Angesichte zu verbannen. Sein 30stes Jahr hatte er nunmehr angetreten, und mußte sich gestehen, daß es endlich Zeit sey, eine ernstere Rolle in der Welt zu spielen. Seine Verwandten ertheilten ihm den Rath zu heirathen, und er nahm sich vor, ihn zu befolgen. Ehe er sich jedoch in der Wahl einer Gattin entschied, stellte er mancherlei Betrachtungen an, die ein so wichtiger Gegenstand ihm wohl zu erfordern schien. Eine Frau ausgestattet mit allen Vorzügen des Geistes und Körpers, schien ihm allerdings eine höchst wünschenswerthe Sache zu seyn. „Welches Vergnügen muß es gewähren, dachte er bei sich, die Welt sagen zu hören, die Baronin Ostheim ist die schönste und geistvollste Frau in der Stadt.“ Indessen zog er auch in Ueberlegung, daß dann doch zuweilen der Mann einer allgemein bewunderten Frau, der es an Anbetern nicht fehlen könne, eine unbequeme Rolle spielen müße. „Bei den Huldigungen die meiner Gattin dargebracht würden, fuhr er in seinen Betrachtungen fort, könnte ich nicht gleichgültig bleiben; zeigte ich Eifersucht, so würde ich mich unfehlbar lächerlich machen, und gerade

das ist's, was ich am meisten fürchte. Wäre meine Frau schwach genug, einen ihrer Anbeter zu begünstigen, und ich müßte aller Welt zum Spotte Hörner tragen, alsdann gerieth ich wahrlich in Verzweiflung. Denn ein Ehemann mit Hörnern spielt eine gar jämmerliche Figur, und obgleich Alexander der Eroberer, und Moses der Gesetzgeber welche getragen haben sollen, so danke ich für meine Person, doch ganz ergebenst dafür. — Das Resultat seiner Betrachtungen war demnach keine Frau von einer ausgezeichneten Schönheit zu heirathen, indessen gab er dennoch nicht, wie Arnulph in Moliere's Lustspiele einem häßlichen dummen Gänschen den Vorzug vor einem schönen und klugen Weibe.

Die Weisheit die seine Gefährtin durchs Leben bis daher nicht gewesen, leitete ihn in der Wahl einer Gattin. Er beschloß den goldenen Mittelweg einzuschlagen. — Sein Auge fiel auf eine entfernte Verwandtin, ein höchst liebenswürdiges Geschöpf, nicht gerade von blendender Schönheit, aber ungemein anziehend, nicht eben geistreich, aber äusserst verständig. Emilie, so hieß das artige Kind, wurde seine Gattin, und Ostheim erkannte ihre seltenen Vorzüge. Ihr

stilles, geräuschloses Wirken gewann sein Herz, und er mußte sich gestehen, daß eine gefallsüchtige Modedame ihn bei weitem nicht so glücklich gemacht haben würde, wie die bescheidene, sanfte Emilie. Man wunderte sich in der Welt über eine Wahl, die seinem Charakter entgegengesetzt schien, war jedoch weit entfernt sie zu tadeln, sondern nannte sie vielmehr höchst vernünftig. Es schmeichelte dem Eiteln ungemein Aller Blicke abermals auf sich gerichtet zu sehen, da er zum Erstenmale öffentlich an der Seite seiner bescheidenen Gattin erschien, und er war hoch erfreut zu hören, daß keine tadelnde Stimme sich hinter seinem Rücken vernehmen lasse. Immer mehr Geschmack an dem häuslichen Stille-Leben findend, nahm er sich vor, um es in seinem ganzen Umfange zu genießen, die Hauptstadt auf einige Zeit zu verlassen, und mit seiner jungen Frau auf eines seiner entfernten Landgüter zu gehen. An der Seite der für stilles Glück, und Naturfreuden empfänglichen Emilie, träumte er sich schon im voraus frohe, selige Tage. Seine Besitzung lag in einer schönen, höchst anmuthigen Gegend. Die Wohnung war geräumig und bequem, entfernt von städtischer Pracht, die auch wohl bei

Landhäusern übel angebracht ist, und die Gärten, welche sie umgaben, standen in richtigem Verhältnisse zu derselben.

Einige Tage nach seiner Ankunft auf dem Lande machte er den bedeutendsten Güterbesitzern der Nachbarschaft einen Besuch. An der Spitze derselben stand Herr von Wellingrode, ehemaliger Finanz-Minister. Dieser Mann hatte sich, so lange er seinen Posten bekleidete, ein Moralsystem geschaffen, dem wohl seine meisten Collegen huldigen, und welches in Worten ausgesprochen, ungefehr lautete: „Wer am Zolle sitzt, und keine Schätze sammelt, ist ein Pinsel.“ Er lebte, wenn auch nicht in geachteter, doch in stolzer Ruhe auf seinem erworbenen Besitzthume, welches ihm 100,000 Thaler jährlicher Einkünfte abwarf. Das Schloß, das er bewohnte, war prächtig, aber noch unvollendet. Er baute nach Art der Fürsten und reicher Leute beständig an demselben, und riß wieder ein, was er gebaut hatte. Architekten, Kunstgärtner, moderne Oekonomen, und Projektmacher aller Art drängten sich um seine Person. Tempel, Einsiedeleyen und Wirthschaftsgebäude, bunt durch einander gemischt, erhielten ihr Entstehen, Seen und

Kanäle wurden gegraben, mit einem Worte Tausende verschwendet, um dem Ungeschmacke des Besitzers ein Denkmal zu errichten. Die wenigsten Schöpfer solcher Anlagen freilich erfreuen sich des Sinnes und Geistes, welchem der liebliche Garten in Wörlitz sein Daseyn verdankt. — Das Schloß des Herrn von Wellingrode konnte übrigens mit vollem Rechte ein Lustschloß genannt werden, denn er hatte einen kleinen Hof um sich versammelt. Heute war Spielgesellschaft, morgen Ball, man schmauste und medisirte, gerade wie in der Hauptstadt, und langweilte sich auch wohl mit unter, wie dort.

Ostheim und seine Gattin wurden mit vieler Höflichkeit im Hause des Exministers aufgenommen. Wenige Tage nach ihrem ersten Besuche erhielten sie eine Einladung zum Mittagessen. Nach demselben zeigte der Besitzer der Gesellschaft mit großer Selbstzufriedenheit seine Gartenanlagen. Die Parasiten lobten und bewunderten natürlich Alles, denn der Koch des Herrn von Wellingrode verstand sich trefflich darauf das Urtheil zu bestechen. Ein Dichterling in der Gesellschaft verglich dieß Garten-Chaos sogar mit den Zaubergärten der Armida. Ostheim stimmte zwar

in den allgemeinen Ton der Bewunderung mit ein, jedoch blieb es seiner Gattin nicht verborgen, die ihn, der leicht zu kennen war, genau schon kannte, daß es mit sichtbarer Ueberwindung und mit Mißvergnügen geschehe. Und so war es auch, denn der Eitle wünschte sich selbst an die Stelle des Gefeyerten, und vermochte sich nicht darein zu finden, mit einem male die Rolle des Bewunderers zu spielen, da er bisher immer gewohnt war, sich bewundern zu lassen.

Die gute Emilie gerieth in große Verlegenheit über die immer zunehmende üble Laune ihres Gatten, die ihn einsylbig, und beinahe langweilig machte, denn sie fürchtete, daß die Gesellschaft den Grund derselben errathen möchte. Nach Hause zurückgekehrt sprach sich der Mißmuth des Unzufriedenen in Worten aus. Er hob folgendermaßen an: „mein guter seliger Vater hat da ein trauriges Landhaus gebaut. — Ey nicht doch versetzte Emilie, ich finde es bequem und artig; die Lage ist höchst angenehm. — Das wohl, aber das Haus ist zu einfach, zu bürgerlich. Ich werde bedeutende Veränderungen vornehmen müssen. Die beiden Flügel machen eine schlechte Wirkung, ich will sie einreißen lassen. Das Hauptgebäude

ist viel zu klein, es soll . . . — Bedenke lieber Mann, unterbrach ihn Emilie, daß es für unsre Bedürfnisse vollkommen groß genug ist. — Die Gärten nun vollends sind abscheulich, und wie klein. Zwanzig Morgen. Kaum so viel Platz, um sich mit Bequemlichkeit umdrehen zu können. Betrachte einmal dagegen den Garten des Herrn von Wellingrode; er enthält 100 Morgen zum wenigsten. — Ganz gut, aber Herr von Wellingrode ist wohl viermal reicher wie wir. — Ich werde das ganze Pachtgut in einen englischen Garten verwandeln, auch die beyden Mühlen und der große Eichwald sollen zur Anlage gezogen werden. — Lieber Mann, thue das nicht, es wäre ja närrisch, wenn . . . — Nichts, nichts, unterbrach sie Ostheim, man soll von mir sprechen, meine Anlagen dürfen an Umfange denen des reichen Nachbars nicht nachstehen, und an Geschmack und Anordnung werden sie dieselben gewiß übertreffen. Ich ärgere mich beinahe zu tode, wenn ich sein Landhaus mit dem meinigen vergleiche, ein Feenschloß gegen diese Mausefalle.

Emilie wagte es nicht weitere Einwendungen zu machen, denn sie fürchtete den Gemahl noch

mehr aufzureitzen. Eine ruhige Ueberlegung, dachte sie, und er wird von selbst das Thörigte seines Planes einsehen. Aber die gute Frau irrte, denn die Hauptleidenschaft ihres Mannes die Sucht zu glänzen, war im Spiele. Seine Eitelkeit fand sich tief verletzt, durch den Aufwand des reichen Nachbars; der Gedanke war ihm unerträglich von ihm sich verdunkelt zu sehen. „Ich kann es nicht wagen, ihn zu mir zu bitten, sagte er zu sich, sein Mitleid würde ich nur erregen. Mein Koch hält keine Vergleichung mit dem seinigen aus. Die Meubels und die ganze Einrichtung meines Landhauses sind veraltet; was würde der Mann von mir denken!

Er hatte jetzt nichts wichtigeres zu thun, als einen berühmten Koch aus der Hauptstadt zu verschreiben, seine Equipagen mit großem Verluste zu verkaufen, und sich neue anzuschaffen, einen der ersten Architekten, und mehrere Kunstgärtner zu sich zu berufen. Schon schickte man sich an das einfache Landhaus niederzureissen, um an dessen Stelle einen Pallast zu setzen. Die schönsten Eichen in seinem Walde wurden gefällt, um Wege zu gewinnen. Als sein Schloß zur Hälfte zerstört war, und die ganze Umgebung desselben

so ziemlich ein Schauspiel der Zerstörung darbot, glaubte er den reichen Nachbar zum Mittagessen einladen zu können. Man wird über diese Sonderbarkeit lächeln, aber sie war ganz im Character Ostheims begründet. Denn es schmeichelt dem Eiteln ungleich mehr bloße Entwürfe zu zeigen, als ein zur Vollendung gebrachtes Werk, weil durch jene die Phantasie des Beschauers nicht begrenzt ist, und seine Beurtheilung durchaus noch keinen festen Standpunkt gewinnen kann. Sollte demnach nicht auch Eitelkeit, die freilich von der kleinlichen Ostheims sehr verschieden ist, die Verfasser eines Geistersehers, und einer Eugenie abgehalten haben, ihre Kunstwerke zu vollenden?

Herr von Wellingrode mit seinem glänzenden Gefolge erschien nun auf Ostheims Besitzung. Die Herrschaften ließen einige Stunden mit dem Mittagessen auf sich warten, wie dieß denn der große Ton erfordert. Der neue Koch hatte seine ganze Kunst aufgeboten, er würde einem Lucull Ehre gemacht haben, erhielt aber demungeachtet keine Lobsprüche, welches den eiteln Baron einigermaßen verstimmte, und überdieß hatte der Held dieser modernen Tafelrunde, Herr von Wel-

lingrode, keine sonderliche Eßlust, ohne Zweifel weil er sich den Magen am Tage zuvor überladen hatte, worüber Ostheim in sichtbare üble Laune gerieth.

Nach aufgehobener Tafel wurde ein Spaziergang in den Park beliebt. Der Eigenthümer entschuldigte, daß er noch kein vollendetes Ganze zu zeigen habe. „Sie sehen, sagte er zur Gesellschaft, erst den Anfang eines Werkes, welches ich nach einem großen Plane auszuführen gedenke.“ In leichten Andeutungen verrieth er theilweise seinen Plan, und wünschte mit vieler anscheinender Bescheidenheit die Meynung der Gesellschaft darüber zu vernehmen. Beinahe alle Vorschläge, die ihm gemacht wurden, verwarf er jedoch, indem er versicherte, daß er einen bei weitem ausgedehnteren Plan zu verfolgen sich vorgesetzt habe. Er hoffte dadurch das Erstaunen und die Bewunderung seiner Gäste zu erregen, aber zu seinem wachsenden Verdruße schienen sich diese das nil admirari zum unverbrüchlichen Grundsatze gemacht zu haben. Der Exminister besonders gab weder durch eine Miene, noch durch eine Bewegung sein Erstaunen oder seinen Beifall zu erkennen. — In der Gesellschaft befand

sich eine junge Wittwe, Frau von Lorstein, welche die Aufmerksamkeit Ostheims erregte, weil sie ihm die ihrige widmete. Aus ihrem schönen Munde allein erhielt er Lobsprüche, während die andern hartnäckig schwiegen. Er war entzückt einige male den Ausruf von ihr zu hören: „Wie herrlich wird das Ganze seyn, wenn es vollendet ist!“ — Ostheims schöne Gestalt und sein Reichthum stachen der Wittwe gewaltig in die Augen, sie erkannte unschwer seine Eitelkeit, und hatte den Plan entworfen, indem sie dieser schmeichelte, seine Eroberung zu machen. Von Seiten seiner Gattin erwartete sie keine großen Hinderniße, denn die Baronin war zu sanft und zu bescheiden, als daß eine ausgelernte Kokette, die ihrer Macht über einen Eiteln vertraute, sich nicht schon zum voraus des leichten Sieges über eine Nebenbuhlerin wie Emilie, hätte versichert halten sollen. Sie würde Frau'n von Ostheim kaum gefürchtet haben, wenn sie seine Geliebte gewesen wäre, und daß eine Gattin, auch die liebenswürdigste sogar, niemals gefährlich sey, dieß wußte sie genau, denn sie kannte die Männer. Der eitle Baron blieb nicht unempfindlich bei dem Weihrauche der ihm von einer reitzenden Frau gestreut wurde, denn

er trug ja ein Herz im Busen, und was noch mehr ist, ein recht gewöhnliches Männerherz. Er warf der artigen Dame zärtliche Blicke zu, sie wurden schmachtend erwiedert. Ein Liebesverhältniß bestand schon, und sie hatten kaum einige Worte mit einander gewechselt; er war entzückt von ihrem Verstande, und doch hatte er beinahe nichts von ihr gehört als ein paar unbedeutende Aeußerungen, welche indessen sein Lob enthielten, und dieß genügte ihm. Zudem gehörte Frau von Lorstein zu den Damen nach der Mode, welche stets von Anbetern umflattert sind und überall Aufsehen erregen wohin sie kommen. Dieser Umstand allein schon würde ihn bestimmt haben, die Zahl ihrer Liebhaber zu vermehren.

Emilie bemerkte wohl, daß Frau von Lorstein ihrem Gattin nicht gleichgültig sey, ihr argloses Herz ahndete jedoch nichts Böses. Zudem nannte sich diese ihre Freundin, und überhäufte sie mit Liebkosungen; nicht befürchten konnte daher die Edle, welche die Verdorbenheit der Menschen nicht kannte, daß sie Anschläge auf das Herz ihres Mannes mache, und damit umgehe ihre häusliche Ruhe zu untergraben. — Eines Tags als die beiden Damen sich mit einander allein

befanden, lenkte Frau von Lorstein das Gespräch auf die Neigungen des Herzens. Wer sie sprechen hörte, konnte wohl kaum daran zweifeln, daß sie von demjenigen, was sie sprach, nicht auch innigst durchdrungen sey; eine so große Meisterschaft hatte sie in der Kunst sich zu verstellen erreicht. — „Unter Freunden, sagte jetzt die Heuchlerin, darf kein Geheimniß statt finden. Das Vertrauen ist nicht allein das erste Gesetz, es ist das erste Bedürfniß der Freundschaft. Dieß fühle ich tief. Meine Leiden werden enden, wenn ich Ihnen mein Herz aufgeschloßen habe, ich bin es überzeugt, und dennoch, setzte sie erröthend hinzu, hält eine gewiße Schaam mich ab, es zu thun. Ich will sie indessen bekämpfen, und Ihnen gestehen.... Denn mein Glück ist in Ihren Händen....— In den meinigen, versetzte Emilie etwas verwundert. O dann reden Sie, wenn ich Sie glücklich machen kann, so zweifeln Sie auch nicht, daß ich es thun werde. — Nun dann fuhr Frau von Lorstein fort, so wissen Sie, daß mein Herz nicht mehr frey ist. Ich liebe.... einen jungen Mann, den Sie in der Hauptstadt und auch hier auf Ihrem Landhause schon bei sich gesehen haben. Ausschließend wähnte ich, im Be-

sitze seiner Liebe zu seyn, aber seit einigen Tagen bemerke ich, daß sich sein Herz von mir gewendet hat. Seine Blicke sind auf eine Andre gerichtet, und diese Andre sind — Sie. — Ich? Sie scherzen. — Nein, theure Freundin, Sie sind meine Nebenbuhlerin ohne es zu wissen. — Setzen Sie auch hinzu ohne es zu wollen. — Ich glaube es, ich bin es sogar überzeugt. Sie lieben Ihren Gemahl mit einer Zärtlichkeit, die er verdient, und welche er ohne Zweifel erwiedert; und dennoch sind Sie es, die meinem Glück' im Wege steht, die Klippe, verzeihen Sie den Ausdruck, an der meine schönsten Hoffnungen scheitern. — Frau von Ostheim suchte die Unterredung in's Scherzhafte zu ziehen, denn sie konnte nicht begreifen, daß die Freundin im Ernste spreche, und ausgestattet mit so vielen Reitzen, sie als ihre Nebenbuhlerin betrachten könne. Aber Frau von Lorstein weinte, und Emilie zweifelte nun nicht mehr, daß sie im Ernste gesprochen habe. „Was Sie da sagen, entgegnete Frau von Ostheim, setzt mich in nicht geringes Erstaunen, und verursacht mir in der That großen Kummer. Ich bin trostlos jemanden Gefühle eingeflößt zu haben, die ich nicht erwiedern kann noch darf. Reden Sie dem-

nach, meine Theure, welches Opfer ich zu ihrer und meiner Ruhe bringen soll? — Es dürfte Ihnen schwer fallen. — Gleichviel, wenn es nicht unmöglich ist. — Ihre Eigenliebe. — Und das nennen Sie schwer! — Sie tanzen, sagt die Welt, mit ausgezeichneter Kunstfertigkeit, Sie sind Meisterin auf dem Klavier, ihre Stimme wird mit der einer Mara verglichen. — Hören Sie doch auf, ich bitte, unterbrach sie die hocherröthende Emilie. Ihre Freundschaft für mich, hat Ihnen eine viel zu günstige Meinung von meinen schwachen Talenten eingeflößt. Aber entsprächen sie derselben auch, so würde ich dennoch mir nichts darauf zu gut thun, denn ich habe sie nie als Mittel betrachtet Herzen zu angeln, oder damit zu glänzen, sondern einzig und allein nur auf eine angenehme Weise mir die Zeit durch sie zu verkürzen. Beruhigen Sie sich daher, meine Beßte, fügte sie, die Freundin umarmend hinzu; ich werde ohne Mühe den Beifallsbezeugungen entsagen, welche mir ohnedieß nur ein schwaches Vergnügen gewähren, da ich mir gestehen muß, daß ich sie nicht verdiene.

Frau von Ostheim hielt Wort. Am Abende des folgenden Tages war großer Ball bei Herrn

von Wellingrode. Eine Anzahl schöner Frauen, aus der Hauptstadt zu dem Feste eingeladen, sollte den Glanz desselben erhöhen. Ostheim schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß seine Frau die Damen durch die Eleganz ihres Anzuges und durch ihre Kunstfertigkeit im Tanze verdunkeln werde. Sie erschien jedoch in einem höchst einfachen Anzuge auf dem Ball', und tanzte mit einer Nachlässigkeit, die deutlich zeigte, daß sie durchaus keine Ansprüche mache zu gefallen. Sie wurde auch von niemanden bemerkt; Frau von Lorstein dagegen zog die Blicke aller auf sich. Sie war reich und geschmackvoll gekleidet, und setzte überdieß alle Künste der Gefallsucht in Bewegung.

Einige Tage nach diesem Feste sollte ein großes Conzert bei dem Exminister statt finden. „Meine Frau wird, hoffe ich, sprach Ostheim zu sich, durch ihr Talent in der Musik, mindestens einiges Aufsehen erregen.“ Aber seine Hoffnung täuschte ihn schon wieder. Das Stück, welches sie vortrug, war höchst einfach, und bot durchaus keine Schwierigkeit in der Ausführung dar, zudem war die Composition sehr mittelmäßig. Sie wollte wenige Wirkung hervorbringen, und ihr

Wunsch wurde erfüllt. Die Beifallsbezeugungen waren schwach, wie das Vergnügen welches ihr Spiel gewährte. Die schöne Frau von Lorstein nahm jetzt ihren Platz am Klavier ein. Die Blicke der Männer ruhten mit Entzücken auf der hehren Gestalt, welches noch gesteigert wurde, als sie mit vielem Anstande einen Arm entblößte, auf dessen Weiße und Schönheit Homers Juno hätte eifersüchtig werden können, und in lauten Enthusiasmus ausbrach, da sie mit ihren Rosenfingern dem Instrumente die süßesten Töne entlockte. Das Orchester begleitete sie, jedoch mit solcher Discretion, daß auch nicht eine Note ihres schönen Spiels verloren ging. Endlich begann sie auch zu singen. Sie hatte eine Romanze gewählt, die eben an der Tagesordnung war. Mit Einfachheit und innigem Gefühle trug sie dieselbe vor, und erndete auch dafür den lautesten, einstimmigsten Beifall ein. Ostheim hatte keinen Blick von der trefflichen Sängerin verwandt. Ihr Lob strömte von seinen Lippen, wie von denen der ganzen Versammlung, nur inniger und beredter. Zu gleicher Zeit aber, fühlte er sich dennoch gekränkt wegen der wenigen Wirkung die das Spiel seiner Frau hervorgebracht hatte. Es

würde ihn sehr gefreut haben, wenn die Huldigungen zwischen beiden Damen hätten getheilt werden können, indessen fühlte er wohl, daß dieß unmöglich sey. Mit Verdruße näherte er sich seiner Gattin, und sagte mit bitterem Lächeln zu ihr: „Ich rathe Ihnen, meine liebe Freundin, so wohl der Musik, als dem Tanze gänzlich zu entsagen.“ Und hierauf verließ er sie wieder. — „Es ist doch höchst trostlos, murmelte er vor sich hin, daß ich mich in allen meinen Erwartungen betrogen sehe. Ich glaubte sie besäße wenigstens einige Talente, und finde nun, daß dieß durchaus nicht der Fall ist. Sie tanzt ohne Grazie, und spielt wie eine Anfängerin auf dem Klaviere. Ich war mit ihr zufrieden, so lange ich nichts besseres sah und hörte, aber die reitzende Lorstein hat mir nun die Augen geöffnet. Welch ein Contrast zwischen ihr und meiner langweiligen Hausfrau.

Von Tage zu Tage gewann die verführerische Dame mehr Gewalt über Ostheim. Nur sie beschäftigte seine Phantasie; in der Unterhaltung war sie das dritte Wort. Seiner Gattin stellte er sie als ein Muster auf von Geist, von Liebenswürdigkeit und Anmuth. Emilie bemerkte nicht

ohne Schmerz die Ungerechtigkeit, deren sich ihr Mann dadurch gegen sie schuldig machte, und mußte endlich trotz ihrer Unbefangenheit einigem Verdacht Raum geben, der sich gegen die Aufrichtigkeit ihrer Freundin bei ihr erhob. Sie konnte sich nicht mehr verhehlen, daß sie des Gatten Herz verloren habe. Dem Kummer über diesen Verlust gesellte sich nun auch die Eifersucht bei. Die Arme litt unendlich, beschloß aber dennoch den herben Schmerz in ihrer Brust zu begraben. Wenn sie ihn zeigte, sah sie wohl ein, so würde sie blos den Triumph der Nebenbuhlerin kund thun, und Vorwürfe, dieß sagte ihr ein richtiges Gefühl, sind nicht das Mittel einen ungetreuen Gatten zur Pflicht zurückzuführen; es war demnach ihrer Würde und ihrem Interesse angemessen im Stillen zu dulden. Sie unterlag indessen dieser Anstrengung beinahe. Der immerwährende Zwang, den sie sich einer Frau gegenüber auferlegte, welche durch die feinsten Künste der Koketterie das Herz des geliebten Mannes umsponnen hatte, war im höchsten Grade drückend für ihr unbefangenes Gemüth. Sie hatte die Freiheit und Heiterkeit des Geistes beinahe schon gänzlich verloren, deren sie doch so

sehr bedurfte. Zwar gab sie sich ausserordentlich Mühe in der Gesellschaft unbefangen und liebenswürdig zu erscheinen, aber es wollte ihr damit nicht glücken, denn der Zwang leuchtete stets hervor; manchmal fand sie wohl noch ein Lächeln, aber die Heiterkeit, die sonst über ihr ganzes Wesen ausgegossen war, wurde vermißt. Ueberhaupt zeigte sie öfters eine gewiße Verlegenheit im Benehmen, die ihr sonst durchaus fremd war. Die Nebenbuhlerin wußte mit Gewandtheit sich die Vortheile zu Nutze zu machen, die ihr Emiliens ungünstige Stimmung darbot, deren Urheberin sie war. Je befangener und einsylbiger diese, desto beredter und munterer erschien sie. Niemals vermochte Emilie ihren Geist weniger zu zeigen, die treulose Lorstein glänzte dagegen nie mehr mit dem ihrigen. Mit einem Worte, sie bediente sich aller Waffen um über ihre Nebenbuhlerin den Sieg davon zu tragen, deren tief verwundetes Herz aller Kraft ermangelte, sich zu vertheidigen. Eine Kokette erfreut sich wohl immer eines bedeutenden Vortheils über eine Frau von wahrem und innigem Gefühle, desjenigen nämlich: daß sie nicht liebt. Denn mit der Freiheit des Herzens behält sie auch die Freiheit des

Kopfes. — Ostheim war um so mehr verliebt in die reitzende Lorstein, da die liebe Eitelkeit sich der Leidenschaft für sie beigesellt hatte. „Ich hielt meine Frau für geistreich, brach er in einem unwilligen Monolog aus, aber ich habe mich gewaltig betrogen. Sie weiß durchaus nicht zu sprechen. An einer geistreichen Unterhaltung vermag sie keinen Theil zu nehmen. Wird sie gefragt, so antwortet sie stets verkehrt; und worüber ich mich todt ärgern möchte ist: daß sie nicht einmal den Schein des Verstandes sich zu geben vermag. Man muß sie für dumm halten, es kann gar nicht fehlen. — Ach! wenn ich eine Frau genommen hätte, die der himmlischen Lorstein gliche, wie glücklich würde ich seyn! Ueberall höre ich ihren Geist, ihre Talente, ihre Schönheit preisen. Ich würde den Neid erregen, ich würde durch sie glänzen —; und es giebt für mich kein Glück ausser in dem Glanze. An der Seite meiner bescheidenen, langweiligen Gattin dagegen, werde ich nicht einmal bemerkt, o das ist zum Rasendwerden!"

Es war der Garten des Herrn von Wellingrode bei dem er sich gerade zum Besuche befand, in welchem er seinem Kummer durch dieses

Selbstgespräch Luft machte. Er bog eben in einen Seitengang ein, um wieder zur Gesellschaft zurückzukehren, als er von weitem Frau von Lorstein erblickte, welche die Versammlung gleichfalls verlassen hatte, vielleicht um ihm nachzuschleichen, vielleicht auch nur um frische Luft zu schöpfen, welches wir dahin gestellt seyn lassen. Er beflügelte seine Schritte, um die schöne Frau einzuholen. Auf dem Wege fièl ihm ein Brief in die Augen, den er aufhob. Er war an Frau von Lorstein überschrieben. Ostheim vermochte dem Wunsche nicht zu widerstehen, diesen Brief zu lesen. „Vielleicht, sagte er zu sich, ist darin von mir die Rede. Sie hat mir ja von einer Freundin aus der Residenz gesprochen, die im uneingeschränkten Besitze ihres Vertrauens sey; vielleicht ist das Schreiben von dieser Freundin. Sollte dieß jedoch nicht der Fall seyn, und der Brief bloß gleichgültige Dinge enthalten, so lege ich ihn, nachdem ich mich davon überzeugt, wieder auf die Stelle, wo ich ihn gefunden habe, und Frau von Lorstein soll nie erfahren, daß ich mich durch die Neugierde verleiten ließ, einen Brief, der an sie geschrieben wurde, zu lesen.

Nach kurzer Ueberlegung entfaltete er das Schreiben, und las, wie folgt.

„Es ist also wahr, meine theure Freundin, „du hast jene Freiheit verloren, deren Besitz dich „so stolz machte? daß dieß über kurz oder lang „kommen mußte, war wohl vorauszusehen, und „deine Klagen hierüber, verzeihe mir, machten „mich herzlich lachen. Bist du doch keine Jung- „frau von Orleans. — Beneidenswerther Ost- „heim! Du hast ein Herz gewonnen, welches „die liebenswürdigsten Männer der Hauptstadt „nicht zu rühren vermochten. — Gegen die Lie- „be, meine Beßte, wüßte ich durchaus nichts ein- „zuwenden, aber mit der Wahl des Geliebten, „bin ich nicht ganz einverstanden. Dieser Ba- „ron Ostheim hat vor einiger Zeit noch Aufsehen „in der Hauptstadt erregt; er stand unter den „jungen Männern von gutem Tone obenan. „Aber durch den Ehestand sagt man, sey er gänz- „lich verloren für die große Welt. Er habe sich „bloß darum auf das Land zurückgezogen, sagt „man ferner, um dem Geschmacke einer Gattin „zu huldigen, die, weil sie keine Ansprüche ma- „chen kann in der Welt zu glänzen, die Einsam- „keit des Landlebens dem Geräusche der Haupt-

„stadt vorzieht. Die Baronin Ostheim soll übri„gens eine sehr gute Frau seyn, aber mein „Gott! man ist sehr wenig, wenn man bloß gut „ist. Auch steht sie in dem Rufe einer ver„nünftigen Frau, um den ich sie nicht benei„de, denn diejenigen Menschen werden gewöhn„lich vernünftig genannt, denen Verstand und „Genie mangelt. Die Vorzüge ihres Aeußern „habe ich nie rühmen hören, woraus ich schließe, „daß sie nicht ausgezeichnet seyn mögen. Jeder„mann beklagt den armen Ostheim eine solche „Verbindung eingegangen zu seyn. Man bemit„leidet mit vollem Rechte einen jungen Mann, „dem es frey stand sich unter den schönsten und „geistreichsten Weibern der Hauptstadt eine Gat„tin zu wählen.

„Lebe wohl meine Theure, komme zu mir, „wenn du der Liebe entfliehen willst; die Arme „der zärtlichsten Freundin sind dir geöffnet."

Kaum hatte Ostheim den Brief gelesen, als er im Uebermaaß der Wonne, der angebeteten Frau nacheilte, und so glücklich war, sie zu erreichen. Er sank ihr zu Füßen, und seine Lippen stammelten die Huldigung der Liebe.

Frau von Lorstein schien erstaunt; befremdet. Ein ernster Blick strafte den Unbesonnenen. Als sie jedoch den Brief in seinen Händen erblickte, rief sie aus: mein Gott! ich bin entdeckt, verloren. Ein Thränenstrom begleitete diese Worte. Ostheim versuchte es umsonst sie zu trösten, sich zu entschuldigen; die ganze Beredsamkeit der Liebe war vergebens. „Ihr Verfahren, sagte sie zu ihm, ist eines rechtlichen Mannes unwerth. Ein Brief, selbst auf der Straße gefunden, muß heilig seyn. Ich kann Ihnen in meinem Leben diese Handlung nicht verzeihen." Sie entfernte sich hierauf eiligst. Ostheim war äusserst betroffen, ja verwirrt über den heftigen Unwillen der schönen Frau. „Wer hätte das gedacht, rief er, ... indessen man kennt ja die Weiber — es ist doch vielleicht eine Möglichkeit ihre Verzeihung zu erhalten.

Frau von Lorstein erschien den Rest des Tages nicht mehr im Gesellschaftssaale, sie ließ sich mit einer leichten Unpäßlichkeit entschuldigen. Am andern Morgen, bei seinem Erwachen, vernahm Ostheim, sie sey in die Hauptstadt zurückgereis't. Er war nicht einen Augenblick unentschlossen über das, was er thun sollte. Die Unruhe über den Verlust einer so herrlichen Eroberung, ließ ihm nicht Zeit

zu überlegen; und nachdem er seiner Gattin lakonisch genug gemeldet hatte, daß eine Sache von Wichtigkeit seine Gegenwart in der Residenz dringend fordere, und ihn wahrscheinlich einige Zeit daselbst fest halten dürfte, reis'te er hinter der Geliebten her.

Gerade in der Hauptstadt war es, wo ihn die Schlaue erwartete. Hier nur wollte sie die Vergebungsszene mit ihm spielen, und den Betrogenen unauflöslich, (so lange sie es nämlich für gut finden würde) vor ihren Wagen spannen. — Ostheim war jetzt der erklärte Liebhaber der listigen Kokette, welche alles aufbot den seltenen Phönix, den sie so kunstgewandt in ihr Netz gelockt hatte, in demselben fest zu bannen. Klüglich verstand sie es, ihn in immerwährender Furcht vor ihrem Verluste zu erhalten. Sie zeigte ihm überall Nebenbuhler, und wußte ihm ihren Besitz dadurch um so theurer zu machen, weil sie ihn jeden Augenblick befürchten ließ, seine kostbare Beute zu verlieren. Er war freigebig gegen sie wie ein Prinz, um sich in ihrer Gunst zu erhalten. Feste und Lustbarkeiten waren wieder an der Tagesordnung in seinem Hause, gerade wie sonst, nur mit dem Unterschiede, daß sie bei weitem glänzender waren,

wie vormals. Mit Vergnügen verschwendete er Tausende, wenn ihm nur ein zufriedenes Lächeln der Geliebten dafür zu Theile ward.

Sechs Monate waren seit dem Augenblicke dieser Verbindung verflossen. Die Zärtlichkeit der Dame fing nun mit einem male zu erkalten an. Der Baron erfuhr, daß er einen Nebenbuhler habe, und zwar einen begünstigten Nebenbuhler. Er wollte an seinem Unglücke zweifeln, aber die treulose Geliebte ließ ihn nicht in Ungewißheit, sondern gestand ihm frei, daß sie ihn nicht mehr liebe. Dieses unerwartete Geständniß brachte ihn ausser aller Fassung. Er vergaß sich in einem Grade, den wir nicht zu schildern versuchen wollen. Den Ausbrüchen seiner Wuth wurde eine bewundrungswürdige Kälte entgegengesetzt, ja man war so grausam ihm höhnisch in's Angesicht zu lächeln. Mit der Verzweiflung im Herzen verließ er eine Frau, die ihm so unwürdig mitgespielt hatte. Schon betrachtete er sich als einen Gegenstand des öffentlichen Spottes. Er wagte es nicht mehr in der Welt zu erscheinen, und in sein Zimmer verschloßen, dachte er seinem unglücklichen Schicksale nach.

Ein neues Unglück stürmte auf ihn zu, welches er indessen voraussehen konnte. Seine Gläubiger,

deren er eine bedeutende Anzahl hatte, verlangten ihre Bezahlung. Er suchte sie zu befriedigen, so gut als es angehen wollte, wozu er übrigens nicht nur sein ganzes baares Vermögen verwenden mußte, sondern auch noch genöthigt war seine zwei Landgüter, sein Haus in der Stadt, kurz sein ganzes Besitzthum zu verkaufen; und demungeachtet blieb er noch 50,000 Thaler schuldig, die er nicht bezahlen konnte, und wegen welcher er mit Gefängnißstrafe bedroht ward. — Ernste Betrachtungen über sein vergangenes Leben, drängten sich ihm jetzt unwillkürlich auf. Er mußte sich gestehen, daß ihn das Glück vor vielen Sterblichen begünstigt habe. Der Erbe eines glänzenden Namens und eines bedeutenden Vermögens, von der gütigen Natur überdieß ausgestattet mit Geistesfähigkeiten und einer angenehmen Gestalt, lag es nur an ihm so glücklich zu werden, als es auf dieser sublunarischen Welt überhaupt möglich ist; und dennoch hatte er, die zwey ersten Monate seiner Verheirathung allein ausgenommen, während seines ganzen Erdewallens, keines wahrhaft glücklichen Augenblicks genossen. Der Gedanke an seine tugendhafte, betrogene Gattin fiel ihm schwer auf die Seele. Er machte sich die bittersten Vor-

würfe so vielen Tugenden und Vorzügen den Rücken gewandt, und das Leben eines Wesens vergiftet zu haben, welches nur für sein Glück athmete. — Die Idee, daß ein dunkles Verhängniß über ihm walte, setzte sich bei ihm fest. Denn wir sind nur allzugeneigt unsre freiwilligen Handlungen dem Verhängniße zuzuschreiben, die wir billiger Weise wohl auf Rechnung unsrer Leidenschaften setzen sollten. — Düstere Melancholie umwölkte seinen Geist; seine Nerven waren äusserst angegriffen; sein Zustand verdiente Mitleid. Eine Krankheit trat in's Mittel. Sie mußte als ein glückliches Ereigniß angesehen werden, denn sein Zustand war so gewaltsam, daß nur Tod oder Wahnsinn das Ziel seiner Leiden seyn konnte, und wer wollte ihm nicht lieber jenen wünschen, als ihn den Qualen dieses preißgegeben wissen. Ein hitziges Fieber zerstörte seine Lebenskraft. In seinem Wahnsinne sah' er sich bald in einer glänzenden Equipage, die einige bewunderten, andere tadelten; bald glaubte er zu Fuße auf der Straße zu seyn, umringt von einem gaffenden Pöbel, der seiner spottete. Ein andermal sahe er sich in der Mitte eines glänzenden Festes, welches er veranstaltet hatte, wo indessen niemand seiner achte-

te; oder hinabgestoßen in einen dunkeln Kerker, vergessen von aller Welt. Auf diese Weise spielte seine kranke Phantasie mit ihm, und gauckelte ihm Bilder eines Lebens vor, dessen Erinnerung ihn mit Reue und Schaam erfüllen mußte. Ohne Zweifel hätte der Arme unterliegen müßen in dieser schrecklichen Krankheit, wenn ihm nicht vom ersten Augenblicke an die sorgfältigste Pflege zu Theile geworden wäre. Eine erwünschte Krise trat ein, sein Leben war ausser Gefahr, und seine Vernunft kehrte zurück. Sein erster Gedanke, als er wieder im Besitze derselben sich befand, war: Was wird die Welt von mir sagen? — Als er ein mattes Auge öffnete, erblickte er knieend an seinem Bette ein weibliches Wesen, welches weinte und betete. Ein Heiligenschein schien die fromme Dulderin zu umgeben; die edelste Seele sprach aus ihrem andächtigen zum Himmel gerichteten Auge. Ostheim erkannte seine Gattin; er stieß einen lauten Schrey aus, und fiel besinnungslos zurück. Schnell angewandte Hülfe brachte ihn noch einmal in's Leben. Mit der liebenden Gattin war ein geschickter Arzt um den Kranken beschäftigt, welcher bald erklärte, daß er ausser aller Gefahr sey.

Wirklich war er auch nach acht Tagen im Stande das Bette zu verlassen. Gestützt auf die treffliche Hausfrau, vermochte er im Zimmer auf und ab zu gehen. Viel hatte dieses herrliche Wesen gelitten, aber vergessen war Alles, denn der geliebte Gatte gehörte ja dem Leben wieder an. Keinen, auch nicht den leisesten Vorwurf, erlaubte sie sich gegen ihn. Durch Wohlthaten weiß sie sich zu rächen. Der Schuldige steht rein vor ihr, denn er ist unglücklich. Dank und Bewunderung waren die Gefühle, von welchen Ostheim gegen die Edelste ihres Geschlechtes durchdrungen war. „Ach! rief er, wie konnte ich dich jemals verlassen! — Danken wir dem Himmel, entgegnete Emilie, er hat uns wieder vereinigt. — Ich habe dich verlassen um eines Ungeheuers willen. — Nichts mehr davon, vergessen ist Alles. — Ich verabscheue jetzt die Elende. — Lieber Freund, ich bitte dich, erwähne ihrer nicht weiter. — Der heftigste Haß hat Wurzel gefaßt in meinem Herzen gegen diese Verworfene. Jedes Laster schändet sie. — Gut dann, sie verdient unsre Verachtung, unser Mitleid, aber sie ist nicht werth, daß wir weiter von ihr sprechen. — Herrliches Weib! Du hast mich geret-

tet! — Wohl mir, daß ich es vermochte. — Wie spricht mein Dank sich aus?! — Du bist mir keinen schuldig; ich bin deine Gattin, ich liebe dich; ich that nur meine Pflicht."

Mit Innigkeit drückte sie der Gerettete an die hochklopfende Brust. Nach dem ersten Taumel des Entzückens fragte er sie, wer ihr seine Lage entdeckt habe? — Ich war in deiner Nähe, antwortete Emilie. Von deiner schnellen Abreise errieth ich leicht den Grund. Auf dem Fuße folgte ich dir in die Hauptstadt nach, und miethete mir eine Wohnung in der Nähe deines Hauses. Vielleicht bedarf er eines Tages meiner, sagte ich zu mir. Oefters sahe ich dich in einer glänzenden Equipage ausfahren; Freude strahlte aus deinen Augen. Da dachte ich bei mir, jetzt fährt er zu meiner Nebenbuhlerin, und wahrscheinlich alsdann konnte ich der Thränen mich nicht erwehren. Einige male wollte ich mich dir nähern, aber ich fürchtete, daß du mich in deiner Verblendung von dir stoßen möchtest. Dann wollte ich fliehen, weit weg von dir, aber schnell gab ich diesen Vorsatz wieder auf, wenn ich mir dachte, daß du einst vielleicht in eine hülflose Lage kommen könntest, verlassen von aller Welt. Wie ich gedacht, so geschahe es. Dein

Vermögen ging zu Trümmern — um die Schuld von 50,000 Thaler zu tilgen und unsre Ehre zu retten, habe ich meinen Schmuck verkauft. Von deiner Krankheit erhielt ich sogleich Kunde; ich flog herbei um dich zu pflegen, deiner zu warten. — Wie, in diesen acht Tagen? — War ich stets um dich. — Armes Weib, was hast du gelitten. — Ich denke nicht mehr daran, du bist ja gerettet. Doch nicht mir hast du deine Rettung zu danken, sondern der Sorgfalt und Geschicklichkeit des gewandten Arztes, welcher dich, da du noch ein Kind warst, schon einmal dem Tode entriß. Dein Leben ist sein Werk. — O, nein, Engel des Himmels, dir allein will ich mein Leben verdanken, dir allein es fürder weihen. „Thränen des Entzückens entfielen seinem Auge, anbetend lag er zu den Füßen der herrlichen Frau, und bedeckte mit heißen Küßen ihre wohlthätigen Hände. In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, und hereintrat der wackre Arzt. „Sieh, sieh, sprach dieser lächelnd," auf den Beinen vermuthete ich zwar den Kranken, doch nicht auf den Knieen." — Ostheim drückte ihn mit Dankbarkeit an's Herz. Der Arzt griff den Puls, und versetzte mit zufriedener Miene: Recht gut; nur etwas unruhig, doch das hat nichts

zu bedeuten. Sie sind ausser aller Gefahr, ich bin es überzeugt; indessen müßen Sie sich dennoch in Acht nehmen, ein Rückfall wäre eine höchst bedenkliche Sache, und zu den unmöglichen Dingen gehört es nicht, daß . . . — die arme Baronin zitterte und wurde leichenblaß. „Ja, ja, fuhr der Arzt fort, bei derlei Krankheiten sind Rückfälle möglich, wenn nicht zweckmäßige Maßregeln ergriffen werden, ihnen zuvorzukommen. Hier eine kleine Vorschrift, welche gehörig befolgt, Ihre Genesung vollenden wird.“ Mit diesen Worten übergab er dem Baron ein Papier, und entfernte sich. Ostheim eröffnete es, und las mit Aufmerksamkeit folgendes:

„Es verhält sich mit der Eigenliebe beinahe „wie mit dem Blute; sie ist nothwendig für un„ser Daseyn, aber sie muß gemildert und geläu„tert werden.

„Täglich eine gute Dosis ruhigen Nachden„kens über sich selbst, wird die untrüglichsten Mit„tel dazu an die Hand geben. Die Seele des „Kranken muß sich einer bestimmten Ordnung fü„gen; sie nähre sich so viel als möglich nur mit „sanften Empfindungen, mit edeln und erhabenen „Gesinnungen.

„Ein gleichförmiges, gegebenes Leben wird „für den Kranken sehr ersprießlich seyn. Sollten „in einem solchen dennoch Augenblicke kommen, in „denen er sich unglücklich fühlt, so bedenke er, „daß nicht äußere Umstände, wohl aber seine Ge- „müths-Verfassung die Schuld davon tragen. „Diese suche er demnach zu verbessern. Er ziehe „seine Vernunft zu Rathe über den wahren Werth „der Dinge, die er besitzt und nicht besitzt, und „er wird bald aufhören, jene allzugering zu ach- „ten, diese übermäßig zu wünschen.

„Ein Blick auf das Treiben der Menschen „wird ihm zeigen, daß es unmöglich ist ihre Auf- „merksamkeit zu fesseln, (auf die Dauer schon gar „nicht) daß sie nur mit sich und ihren Ange- „legenheiten beschäftigt sind, und daß sie folglich „keine Zeit haben an andere zu denken.

„Zufrieden mit sich selbst, beglückt durch den „Beifall einer vortrefflichen Gattin, und einiger „geprüfter Freunde, wird es ihm gewiß sehr gleich- „gültig seyn, wenn es etwa jemanden einfallen „sollte, seinen Schneider oder seinen Koch zu ta- „deln, sich aufzuhalten über die Farbe seiner „Pferde, oder über die Form seines Wagens.

„Die Launen einer Kokette werden ihn nicht wei-
„ter beunruhigen, und um das Urtheil der
„sogenannten großen Welt wird er sich wenig
„kümmern.“

Der Baron legte das Papier mit Zufriedenheit aus der Hand. Er mußte sich gestehen, daß der Arzt seine Krankheit vollkommen studirt habe. Er beschloß seiner Vorschrift zu folgen, und befand sich sehr gut dabei. Zurückgezogen auf ein Landgut seiner Gemahlin, setzte er seinen Ruhm nun darein: Wohlthaten auszuspenden, und diejenigen zu beglücken, die ihn umgaben. Die Sucht zu glänzen, welche ihn in seiner Jugend zu so mancher Thorheit angetrieben, hatte sich in die Begierde zu gefallen verwandelt, und es gelang ihm auch, durch ein nützliches und thätiges Leben, sich den Beifall der Edelsten und Beßten zu erwerben.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Thumb-Neuburg, Karl Konrad <<von>>,

Erzählungen und Novellen

Bd.: 2

Nürnberg (1815)

P.o.germ. 1463-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10121421-5